This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

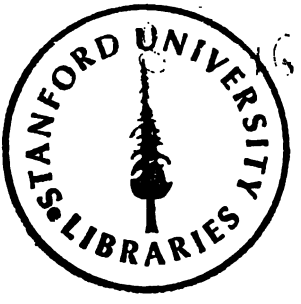
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HQ
1121
J85
1847

F
1690 K


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Frauen und Männer

oder

über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

der beiden Geſchlechter,

ein Seitenſtück zu den Vorleſungen über ſociales Leben
und höhere Geſelligkeit,

von

Dr. Alexander Jung.

Königsberg, 1847.
Verlag von Theodor Theile.

„Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.“

Göthe.

Den

Frauen und Männern

Deutſchland's

gewidmet

in

treuer Anhänglichkeit

vom Verfaſſer.

Vorwort.

Nur Dreierlei, möchte ich mir erlauben, dieſer Schrift vorauszuſchicken. Das Erſte iſt die Bemerkung, daß doch Niemand die Stelle in der erſten Vorleſung, in welcher ich mit Anſpielung auf die Frauen bei den Blumen verweile, mir ſo auslegen möge, als ſolle die weibliche Exiſtenz auf die bloße Vegetation der Schönheit zurückgeführt werden. Daß dieſes eine ungerechte Auslegung wäre, beweiſt ſchon der Umſtand, daß in der ganzen Schrift gegen nichts mehr geeifert wird, als gerade gegen das Vegetiren des Geiſtes. — Die zweite Bemerkung iſt die, daß ich es mir nicht entfernt einfallen laſſe, es könne nicht noch unendlich Beſſeres über den vorliegenden Gegenſtand geſagt werden, als was ich darüber geſagt habe. Es kommt im Folgenden ausdrücklich die Erklärung vor, daß ich gar keinen Anſpruch auf das Erſchöpfen meines

Gegenſtandes mache. Ich habe in aller Beſcheidenheit eben nur die Gedanken hier niederlegen wollen, die ſich mir über mein Thema zunächſt darboten. — Die dritte Bemerkung endlich beſteht in dem Geſtändniß der Freude über das neue Leben, zu welchem Preußen, und gewiß mit ihm Deutſchland, ſeit dem Patent vom 3. Februar erwacht iſt. Dieſes Leben wird ſich zu einer Entwickelung herausgeſtalten, welche auch für das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander nur Günſtiges herbeiführen kann. — Und ſo ſei denn das hier Gebotene der Aufmerkſamkeit, aber auch vor allem der Nachſicht des Leſers auf's Beſte empfohlen.

Königsberg in Preußen, den 20. Mai 1847.

Alexander Jung.

Inhalt.

Erste Vorlesung. — Einleitung. Gang der Betrachtung. Die Natur in Bezug auf das Verhältniß der Geschlechter. Blumen-Symbolik. Uebergang in die Geschichte. Palästina. Griechenland. Die Mythologie der Griechen und ihre Bedeutung für die Geschlechter. Das Zusammenhandeln von Frau und Mann und der Contrast. Die Gestalten der griechischen Mythologie. Die griechische Antike und die Behandlung des Contrastes in derselben. Jugend und Alter, Weiblichkeit und Männlichkeit. Die griechische Dichtung und ihre Gestalten. Iphigenie. Penelope. Antigone. Der griechische Chor. Das Leben der Griechen. — Die Römer. Rückstand hinter den Griechen. Das römische Weib. Die römische Dichtung. Virgil und Ovid. —

Zweite Vorlesung. — Uebersicht des zuletzt Betrachteten. Eintretende Total-Veränderung. Das Christenthum. Rückblick auf die Griechen. Die heilige Familie und die heilige Geschichte. Gestalten der ersten christlichen Zeit. Johannes der Täufer. Die Mutter Jesu. Christus. Johannes der Evangelist. Maria Magdalena, die Büßerin. Das Christenthum und die Sinnlichkeit. Die christliche Malerei. Zusammenfassung jener Gestalten-Gruppe. — Das eigentliche Mittelalter. Die Weltlichkeit. Die Galanterie. Die Dame und der Ritter. Nähere Charakteristik dieser Zeit. Beatrice und Dante. Laura und Petrarka. Die Kirche. Der Mariendienst. Die Nonne und der Mönch. Der Katholicismus. Theodelinde und Gregor I. Heloise und Abelard. Die Transsubstantiation der katholischen Kirche. — Die

neue Geſchichte. Die Freiheit. Fortgeſetzte Leibeigenſchaft. Mannweibliche Geſtalten. Katholicismus und Proteſtantismus. Eliſabeth von England. Chriſtine von Schweden. Guſtav Adolph. Frankreich. Ninon de Lenclos. Eine Epiſode von Verſailles. —

Dritte Vorleſung. — Ueberſicht des zuletzt Betrachteten. Deutſchlands Charakter. Nürnberg. Nachahmung der Franzoſen. Die claſſiſche Literatur der Deutſchen und ihr Einfluß. Klopſtock. Leſſing. Wieland. Herder. Göthe und Schiller. Jean Paul. Das Nützlichkeitsprincip, die Sentimentalität und der Tugendſtolz. Frauen und Männer von Weimar. Eintretender Contraſt. Frau von Staël. Auguſt Wilhelm von Schlegel. Der Einfluß von Weimar mit Hinblick auf Rahel und Bettina. Englands Frauen. Frankreich. Eintretende Veränderung nach der Revolution. Napoleon. George Sand. Charakteriſtik derſelben. Ihre Vorzüge und ihre Mängel. Das weibliche und das männliche Geſchlecht in dem jetzigen Deutſchland. Charakter unſerer Zeit. Die Emancipirten. Die Blaſirten. Die Enthuſiasmirten. Die Iſolirten. Bevorſtehende Veränderung.

Vierte Vorleſung. — Etwaige Beſchaffenheit der Zukunft. Charakter der alten Prophetie und Orakel. Unſer Verhältniß zur Zukunft in der vorliegenden Erörterung. Ueberſicht des in der früheren Vorleſung Betrachteten. Nähere Bezeichnung der Enthuſiasmirten und Iſolirten in der Gegenwart. Nothwendigkeit einer Reform der geſchlechtlichen Verhältniſſe. Reſultat des bisherigen Kampfes in der Geſchichte. Nähere Beſtimmung der bevorſtehenden Reform. Eigentliche Darlegung der Zukunft. Die Reform der Familie. Die Reform der Schule. Die Reform der Geſelligkeit. Schluß.

Erſte Vorleſung.

Hochverehrteste!

Man kann in der Geschichte nicht selten die Erfahrung machen, daß, wenn in dem Bestehenden ein Hauptmangel erkannt wird, aus dem Versuch, demselben abzuhelfen, eine Verirrung hervorwächst, welche jenen Mangel bei weitem übertrifft. Erst wenn man sich nicht scheut, einzuräumen, daß man sich geirrt hat, erst wenn diese Verirrung, oft mit großen Opfern, weggeschafft worden ist, erst dann tritt eine wahrhafte Schöpfung hervor, welche nun wirklich den erwähnten Mangel tilgt, und von Allen in einem erhöhten Wohlsein genossen wird.

Man hat in neuerer, besonders aber in neuester Zeit, vielfach darauf hingewiesen, daß die Frauen in der Gesellschaft noch nicht ganz die Stellung einnehmen, welche ihnen gebührt. Man hat darauf hingedeutet, daß eine Aenderung in den Zuständen beider Geschlechter höchst wünschenswerth sei. Man glaubte damit einen Mangel erkannt und ausgesprochen zu

haben, wie er thatsächlich bestände. Aber — wie man ihm abhelfen wollte, wie man daran ging, eine erhöhtere Stellung den Frauen zu bereiten, da gerieth man auf einen Irrweg, dessen ganz eigenthümliche Romantik nicht entfernt dasjenige vergüten konnte, was sie dem sittlichen Verhältniß beider Geschlechter raubte, eine Romantik, die aber noch dazu so täppisch war, dasjenige zu tilgen, was den eigenthümlichen Reiz und die unendliche Zartheit der weiblichen Natur ausmacht. Schon der Ausdruck: Emancipation des weiblichen Geschlechtes ist ein so plumper, ist ein so unwahrer, daß er den sinnigsten, lieblichsten Schmelz des weiblichen Wesens gleich bei der ersten Berührung völlig zerstört, abgesehen davon, daß er die längst bereits errungene Freiheit des Weibes läugnet, indem er eine Sklaverei behauptet, die wenigstens in keinem civilisirten Lande mehr stattfindet. Die Emancipation der Frauen, wie sie in den letzten Jahren sich in einem endlosen Gerede breit macht, ist eine der Hauptverirrungen des gegenwärtigen Zeitalters, und hat besonders darin ihren Grund, daß man einmal übersieht, wie die schöne Harmonie der Gesellschaft durch den Contrast, durch den Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Natur bedingt wird — wie denn überhaupt keine Harmonie durch bloße Gleichheit zu erlangen ist. — Der zweite Grund jener Verirrung aber ist der, daß man die Gleichstellung des Weibes und Mannes nicht sowohl in den Geist und seine individuelle Berechtigung als viel-

mehr in die Materie und eine bloß materielle Befriedigung der Eitelkeit und der Leidenschaften setzt. So daß denn auch diese vielfach ausgepriesene und mit Recht berüchtigte Emancipation eine Menge Vorurtheile gegen die wahrhafte Gleichstellung der Geschlechter herbeiführte, und ein wüstes Durcheinander im Fortschritt der weiblichen und männlichen Bildung veranlaßte, welches auf's Neue beweisen mag, was für eine Verzögerung des Besseren daraus hervorgeht, wenn man einem wahren, edeln Bedürfniß eine unwahre, schlechte Ausdeutung giebt.

Indem wir uns nun die Aufgabe stellen, zu erforschen, ob in dem ferneren Leben der Gesellschaft noch neue Beziehungen und gebildetere Zustände unter den beiden Geschlechtern möglich seien, und, im Fall sie es sein sollten, worin sie muthmaßlich bestehen, so werden wir uns doch erst den Weg bahnen müssen, um eine solche Aufgabe zu lösen. Wir werden auf diese Weise zugleich erfahren, wie es überhaupt mit der bisherigen Freiheit der beiden Geschlechter, besonders aber des weiblichen, bestellt ist, und ob und worin solche Freiheit einer Weiterführung bedarf. Auch werden wir auf unserem Wege vielfach Gelegenheit haben, vorzugsweise die im Vergleich mit der männlichen, noch immer nicht ausreichend erkannte und gewürdigte, weibliche Natur in ihrer Schönheit in ein helleres Licht zu setzen, um auch daraus Vortheile für unser Thema

zu ziehen. Dabei erlauben Sie mir, Hochverehrteste, die Bemerkung, daß ich es mir nicht beimesse, auch nur entfernt meinen Gegenstand zu erschöpfen, wie denn in der Erschöpfung eines Gegenstandes meistens etwas Unschönes liegt. Zudem weiß ich, wie unendlich viel ich Ihrer eigenen Anschauung zutrauen darf.

Wir gedenken demnach unsern Weg etwa in folgender Weise zurückzulegen.

Wir betrachten zunächst den natürlichen und geschichtlichen Gegensatz, und seine etwaige Aufhebung, zwischen Mann und Weib. Wir müssen anfänglich ganz gegen die Galanterie noch den Mann der Frau vorausgehen lassen, da wir uns hier erst auf dem Gebiete der Natur befinden, wie denn auch in der Geschichte selbst die Galanterie in ihrer schönsten und sinnvollsten Bedeutung bekanntlich erst einer späteren Zeit gehört. Auch ist jenes Verhältniß von Mann und Frau in der biblischen Schöpfungsurkunde, welche die bewunderungswürdigste Vereinigung von kindlichster Naivetät und tiefster Wahrheit enthält, ganz ordnungsgemäß, weil die Kraft, die Energie, immer das Schöpferische ist. So daß in jener Schöpfungsgeschichte denn auch das erste Produkt solcher Kraft wieder die Kraft, nämlich der Mann ist, und erst aus der Kraft die mildere Gestaltung, die Bändigung der Energie, die Schönheit und die Anmuth, die Weichheit und die Zartheit, das Weib, herausgeboren wird. — So sehen wir denn gleich

aus der Natur den Contraſt, den Unterſchied der Geſchlechter, entſpringen, den Contraſt, von dem wir oben ſagten, daß er die Grundbedingung aller Harmonie ſei, und wir werden dieſen Contraſt in der Geſchichte immer ſchärfer, immer artikulirter, immer geſtaltenreicher, daher aber auch für den Geiſt immer bedeutungsvoller hervortreten ſehen. Was aber der Natur ſelbſt den Contraſt als Geſetz aufdrückt, was ſie aus chaotiſcher Wildheit und Oede zur Harmonie und Geſtaltung nöthigt, das gehört nicht hieher, es iſt in der Religionsphiloſophie zu beantworten, und ich werde es da beantworten.

Den Contraſt aber, wie wir ihm hier gleich am Anfange unſerer Betrachtung begegnen, werden wir durch unſere ganze Entwickelung hindurchführen. Wir werden in ihm alle Civiliſation natürlich, mythiſch, künſtleriſch ſchon vorgebildet finden, wir werden ihn ſchon früh die höchſte Vollendung in der Cultur beſonders der Griechen erreichen ſehen, wir werden aber auch erkennen, wie ſelbſt die grellſten Ausartungen des Contraſtes, eben ſo wie alle Verſuche, ihn ganz zu tilgen, immer wieder dahin auslaufen, daß er in den reinſten Contouren hervorkommt, und die Harmonie in immer reizenderen Geſtalten ausprägt. Und ſo werden wir denn weiter wahrnehmen, wie in der Geſchichte, und auch in ihr erſt nach langen Kämpfen, ſich das Verhältniß von Mann und Weib umkehrt, indem mit dem Chriſtenthum die jungfräuliche Knospe der weiblichen Natur in aller Herrlichkeit ſich aufſchließt, und

jener Cultus, dem Weibe dargebracht, ſich eröffnet, den wir in der Galanterie durch alle ſpäteren Zeiten durchgeführt erblicken, indem das Weib nun dem Manne vorausgeht. Aber indem jetzt der Contraſt durch Uebercultur und Schwärmerei ausartet, ſo ſchreitet das Verhältniß beider Geſchlechter erſt durch Disharmonie zu einer höheren Schlichtung des Gegenſatzes wieder fort. Durch die in der Geſchichte ſich darlegende, zu weit ausgedehnte Frauenherrſchaft, wozu beſonders Frankreich im 17 und 18ten Jahrhundert Belege über Belege giebt, wozu aber auch die Throne anderer Reiche, wie das Volksleben ſelbſt, in den verſchiedenſten Zeiten Beiſpiele bringen, wird das weibliche Geſchlecht wieder in eine viel zu beſchränkte Sphäre zurückgedrängt, an die Stelle des geiſtreichen Intriguenſpiels und der Herrſchſucht tritt das bloße Nützlichkeitsprincip, die weichliche Sentimentalität und der Tugendſtolz, an die Stelle der Frivolität die Prüderie, und das rächt ſich denn in neueſter Zeit wieder dadurch, daß man in dem Bemühen, die Harmonie wiederherzuſtellen, in ein viel größeres Unheil, in die mit Recht verrufene, moderne Emancipation des weiblichen Geſchlechtes verfällt, indem die Genußſucht des Zeitalters, und das Verkennen des Geiſtes als eines gemeinſamen in Weib und Mann, die größere Befreiung da ſuchen läßt, wo ſie nimmer zu finden iſt, in der Materie und in der Gleichheit der Lebensfunktionen. Aber der im Uebrigen geſunde, praktiſch gewordene und auf ein Vorwärtsgehen nach allen Seiten gerichtete

Sinn des deutschen Volkes in der Gegenwart hat bereits seinen Unwillen über die letzte Verirrung in der öffentlichen Meinung laut ausgesprochen. Und so werden wir am Ende, indem wir den Contrast in den Geschlechtern noch einmal erfassen, wie er sich bis dahin immer noch geschärft hat, trotz der versuchten Abstumpfung und Entnervung durch die schlechte Emancipation, zu der dann noch die Blasirtheit hinzukommt, vermittelst des Gegensatzes auf das Gebiet des nächsten Fortschrittes versetzt werden, und, wiefern es jetzt schon möglich sein sollte, einen Einblick gewinnen in die Verwirklichung neuer Lebensbeziehungen und gebildeterer Zustände in dem weiblichen und männlichen Geschlecht. — —

Wir wollten also mit der Natur beginnen.

Die Natur schon hat den Contrast, und führt ihn, wohin wir nur blicken, durch eine unendliche Stufenleiter hindurch. Sie bringt ihre wundervolle Mannichfaltigkeit, sobald sie sich über die Schwere und die Finsterniß des Minerals zum Aether und seinem Lichte erhebt, in dem Wechselspiel der beiden Geschlechter hervor, und erhält diese dadurch von Generation zu Generation.

Am sinnigsten und reichsten finden wir für unsern Zweck die Weiblichkeit der Natur in der Blumenwelt ausgedrückt, wie sich dieses, wie wir gleich sehen werden, sogar in der Geschichte noch geltend macht. Daß in der Pflanze überhaupt, und in ihr zuerst, auch wieder das männliche und weibliche Princip sich vollbringt, geht

uns hier nichts an, sondern wir erkennen die Blume selbst als das schönste, treuste Symbol für die weibliche Natur. Die Sprache ist hier eben so sinnvoll wie die Natur in ihrer Blumen-Symbolik. Auch sagen wir mit Recht eben so Damenflor, wie wir etwa Nelkenflor sagen. Die beliebtesten Blumen benennen wir weiblich, und wo die Männlichkeit sprachlich hervortritt, da könnte man das damit Bezeichnete als das Mann-Weib der Blumenwelt nehmen, welches aber dennoch vorherrschend Weib ist, wie wir entsprechende Charaktere ja auch in der Geschichte vorfinden. Und wie wir in tausend Gestalten der Vegetation, in Gestalten, welche Jahrhunderte überleben, die ungeheure Kraft und die Dauer gewahren, mit denen die Natur hier wirkt, so in dem Gebilde der Blume vorherrschend die Schönheit, wenn auch die Kurzlebigkeit, wie wir ja auch das weibliche Geschlecht vorzugsweise das schöne aber auch das zarte nennen.

Und die ganze Fülle der Weiblichkeit, bis auf alle die kleinen Liebhabereien und Tändeleien und die unendliche Nüancirung der Mode, erschließt sich vor unserm Blick in der Blumenwelt, die Schamhaftigkeit und die Schüchternheit, die Unschuld und die Demuth, aber auch die Pracht und der Luxus, aber auch die Coketterie und die Sprödigkeit, denen nur Bewußtsein fehlt, um hier die Eitelkeit und den Wetteifer der Gefallsucht in ihrem ganzen Hofstaat zu erkennen.

Und suchen wir zu dieser Weiblichkeit der Blumennatur

das männliche Princip, so ist es droben der Sonnengott, der jeder Blume, als meinte er nur sie, im Lichtstrahl den Liebespfeil zusendet, damit sie noch farbiger erglühe, als bisher, wie ja die Farbe der Blume im Lichtstrahle selber vorhanden ist. Als wäre hier in orientalischer Ueppigkeit (da der Sonnengott ein Sohn des Morgens ist) ein ganzer Harem ausgestellt, so stehen diese Schönen der Natur, die Blumen, tausendfach gruppirt und geschmückt, und warten, daß der Gott sie besuche, und wenn sie auch thun, als warteten sie seiner nicht, so warten sie seiner doch; und jede trägt ihren eigenen Geschmack und ihre eigene Schönheit zur Schau, und haucht den Duft ihrer Anmuth aus, und buhlt, um den Gott zu necken, seine Eifersucht zu entzünden, mit der Luft, und die Luft buhlt wieder mit ihr, aber dennoch meint die Schöne keinesweges die laue Luft, sondern den glühenden Sonnengott.

Aber die Sensitive erzittert dennoch prüde vor jeder Berührung, und erschrickt in sich zurück. — Ja die Tulpe selbst, die ausgemachteste Cokette von allen, schüttelt verneinend das Haupt, und wendet spröde und doch sehnsüchtig ihren Fächer der Sonne zu, als wollte sie den Strahlen-Regen von sich abhalten, welchen der Gott vom Himmel ihr sendet, und sie krümmt, vom Luftzuge bewegt, ihre Blätterwölbung zu einem Korbe zusammen, als wollte sie dem Sonnengott selber den Korb geben. — Und auch die Narcisse wiegt sich in ihrer Eitelkeit, und thut dennoch schon ordentlich mütterlich altklug, und

der Schmetterling saugt an ihrem Blatt, und sie schaukelt das liebliche Kind in leiser Bewegung, als wollte sie es nicht stören, in ihrem Kelche wie in einer Wiege, aber dennoch, obwohl sie wie eine Mutter thut, sieht sie nach dem Spiegel des Baches, um zu sehen, wie schön sie immer noch ist. — Aber die Sonnenblume, nicht weit davon, ist nicht spröde und ist nicht versteckt, sondern sie ist offen in ihrer Liebe und aufrichtig, sie schaut aufwärts zum Lichte, daß alle Welt es sehen könne, wen sie liebe und wie sie liebe. — Und nun gar die Rose, sie ist vollends frei, wie es scheint, von Verstellsucht und Coketterie, sie ist ja souverain, und sonnt sich in ihrer eigenen Majestät, und erglüht nicht vor Scham, sondern ihr Roth ist das Roth der Könige, in dem auch sie als Königin geboren worden; und dennoch ist auch sie nicht frei von Eitelkeit und weiblicher List bis auf das Nadelgeld, welches wir bezahlen müssen, indem wir ihre Dornen erst wegbrechen, um zu ihrer Schönheit zu gelangen. — Und zuletzt erscheint noch das Mann-Weib, der Epheu, und doch so sehr noch Weib, daß Hingebung und Anschmiegung an das Starke, an die Kraft, seine Natur ist, so daß er sich auch hinaufrankt zum Himmel, als wollte er ihn erreichen und festhalten.

Ja, in den Blumen lieben und hegen die Frauen ihre eigenen Abbilder und Ebenbilder, ihre Doppelgänger, und wie die Metamorphose zumal in der Pflanzenwelt ihre Werdelust ausübt, und wie uns dasjenige, was hier eigentlich wird, in

immer neue und zartere Formen entschlüpft, so liebt auch das weibliche Geschlecht vor allem die Verkleidung, und liebt es besonders in der Geselligkeit, sein neckisches Spiel damit zu treiben. Wenn man aber mit Recht gemeint hat, daß gebildete Frauen vorzugsweise ein entscheidendes Urtheil zu fällen wüßten in Sachen des Geschmacks, so treffen auch in der Kritik die Frauen wieder mit den Blumen zusammen, die sie als Preis an den Würdigen vertheilen. Wo im siebzehnten Jahrhundert die Poesie der Deutschen in die Galanterie des Schäferdienstes hineinspielt, da ist es wieder die Blume und zugleich das Tändeln mit der Weiblichkeit, was sich in dem gekrönten Blumenorden oder in den Pegnitz-Schäfern bekanntlich herausstellt. Und in der That ist eine Blume, von einem weiblichen Wesen gespendet, der schönste und bedeutungsvollste Orden namentlich für einen Dichter, wie denn auch Jean Paul, der feinste Kenner der weiblichen Natur, der selbst wieder so innig gehegt worden von den Frauen seiner Zeit, auf einem der gelungensten Portrait's sinnvoll eine Rose am Knopfe trägt, welches Angebinde die dichterische Doppelbeziehung der Blume auf das Weibliche und des Weiblichen auf die Blume gar lieblich ausspricht. Und wenn sich in einer der letzten Perioden unserer vaterländischen Literatur die Romantiker der Weiblichkeit zuneigen, um der Natur und dem Weibe alle ihre Liebkosungen darzubringen, so suchen sie sehr bedeutungsvoll die blaue Blume, sie ist ihnen gleichsam das vollendete Weib, wie

denn auch später die Simonisten in Frankreich in ihrer religiösen Romantik ebenfalls das Weib in seiner Vollendung suchten, freilich in einer weniger zarten Bedeutung. — Ja so sehr sind Frauen mit Blumen verwandt, oder stehen doch wenigstens mit ihnen in Sympathie, daß sie all' ihren Stolz und all' ihre Anspruchslosigkeit, all' ihren Geschmack und all' ihre geheimsten Gefühle, ihre Anerkennung und ihre Huldigung, ihre Treue und ihren Verlust, ihre Freude und ihre Trauer durch Blumen ausdrücken. Sie sticken Blumen und schmücken sich mit Blumen, und wäre es, in Ermangelung der ächten, mit künstlichen Blumen. Vollends aber die Seligkeit der Liebe ist viel zu geheimnißvoll und zu zart beim weiblichen Geschlecht, als daß Mädchen die Sprache der Zunge oder der Feder dafür wagen sollten, da selbst der leiseste Ton und der feinste Strich ein zu lautes und deutliches Geständniß wäre, und sie wählen die — Blumensprache. Und die Braut trägt den Myrtenkranz zum Altare, und noch die Matrone bewahrt ihn als ein Heiligthum auf, und jeder Geburtstag wird mit Blumen gefeiert, und selbst wenn man den Sarg in die Grube senkt, so haben die Frauen ihn mit Blumen umwunden, und haben dafür gesorgt, daß man ihn an Blumengewinden hinabläßt, und Blumen werfen sie noch nach dem geliebten Todten, und pflanzen Blumen auf den einsamen Hügel. —

Aber wir wenden uns jetzt in ein ganz anderes Gebiet,

um durch daſſelbe aus der Natur in die eigentliche Geſchichte zu gelangen.

Was in den Reichen des Orients in der frühſten Zeit für die Gleichſtellung der Geſchlechter zu erwarten ſein wird, das braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden. Die Verfaſſung eines Volkes bringt zuletzt immer ein ſtehendes, geiſtiges Klima für das innere und äußere Gedeihen der Männer und Frauen hervor, welches eben ſo unabänderlich wirkt wie die phyſiſche Temperatur auf die Vegetation. Daher finden wir denn auch gleich, wo die Verfaſſung würdiger und freier ſich fortbildet, wie unter dem reinen Jehovadienſt bei den Juden des alten Paläſtina, für die Frau dem Manne gegenüber eine Anerkennung, welche das weibliche Weſen zu einer ganz eigenthümlichen Anmuth gedeihen läßt, von der man nicht weiß, ob man ihre Züchtigkeit und Haltung, oder ihre Unbefangenheit mehr bewundern ſoll. Die Werbung des Elieſer um Rebekka am Brunnen für Iſaak, im alten Teſtamente, iſt ein ſo farbenſattes, vollendetes Gemälde, daß es dem Familienleben aller Zeiten als ein Kleinod aufbewahrt werden wird, und man ſieht von hier aus ſchon mit glaubensvoller Erwartung, in geſchichtlicher Perſpektive auf den Segen Gottes, welcher aus einem ſolchen Geſchlechte für die Menſchheit hervorgehen ſollte.

Wie nun das altjüdiſche Volk in Männern und Frauen einzig in ſeiner Art iſt für den unerſchütterlichen Glauben an den überweltlichen Gott, der es führt in alle Geſchicke, und

wie es den Geist stets aufrecht erhält zu dieser Erhabenheit Gottes, so daß in so aufrechter Stellung, im Feuer des Orients noch dazu, auch die Leiber in einer gewissen Ueppigkeit gedeihen; so giebt es ein anderes Volk, welches wieder darin einzig ist, daß es den Geist in Bezug auf das rein Menschliche, in Bezug auf seine irdische Umgebung, daß es die menschliche Intelligenz in allem, was sie zu fassen und zu formen vermag, in classischer Vollendung, und zwar nicht bloß für's Dichten und Denken, sondern auch für's unmittelbare Leben, nach dem Vernunftgesetz, maßvoll und künstlerisch entwickelt. Dieses Volk sind die Griechen.

Wenn nach einer seltsamen Beschaffenheit der menschlichen Natur der Zweifel oft in dem Grade lebhaft in uns wird, als der Gegenstand an dem wir zweifeln, uns ein heiliger, uns Bedürfniß ist, so der Zweifel an Gott, so der Zweifel an der Gegenliebe eines von uns geliebten, menschlichen Wesens; so könnte unter allen Geschichts-Zweifeln der, ob ein solches Volk wie die Griechen denn auch wirklich existirt habe, am natürlichsten befunden werden. Ein solches Ideal-Volk, welches im Dichten und Denken Meisterwerk an Meisterwerk reiht, welches aber auch das Reale, das Praktische, das Vollendete der Ausarbeitung, das Sinnlich-Fertige durch jede Körperbewegung, durch den kleinsten Handgriff verräth, ein Volk, welches alles Dingliche, Raum Erfüllende, vom Gebäude des Odeums bis zur kleinsten Spange am Gewand einer Frau,

mit einem Geiſt ausformt, als ſei in jedem Dinge ein Gott zur Welt gekommen, ein ſolches Volk hat ebenfalls ſeine ganz aparte, göttliche Sendung auf Erden, ein ſolches Volk mußte an Götter glauben, weil es ſie ſelbſt verfertigt hatte, weil es überall von ihnen umgeben war. —

Ja, die Griechen haben außer den großen, herrlichen Gedichten ihrer Literatur noch ein anderes großes Gedicht, ein epiſch-dramatiſch-ſatiriſches hervorgebracht, welches noch lange nicht genug durchdrungen iſt, welches den Geiſt in ſeiner Gleichberechtigung unter den Geiſtern ſchon eben ſo feſtſtellt, wie dieſes die ſpätere Geſchichte der Griechen nur weiter ausgeführt hat; dieſes große Gedicht iſt die griechiſche Mythologie.

Die Mythologie bezeichnet bei den Griechen den eigentlichen Uebergang aus der Natur in die Geſchichte, und wiederum zurück aus der Geſchichte in die Natur. Daher ſehen wir denn auch auf den erſten Bildungen griechiſcher Plaſtik den ſchon halb und oft vortrefflich ausgearbeiteten Oberkörper unten in ein Thier oder gar in ein pflanzen- oder mineral-artiges unbeſtimmtes Etwas, in einen Klotz, in einen rohen Stein endigen. Der Rumpf endet in einen Stumpf, die Kunſt der Oberwelt, der menſchliche Kopf — dieſes höchſte Kleinod der Materie — läuft noch in das unterweltliche Chaos, in die dumpfe Maſſenhaftigkeit aus. Und höchſt intereſſant iſt es, wie dieſe Metamorphoſe, welche in der Plaſtik aus der Kunſt in die Natur zurückſpringt, auch wieder als eine Art Strafe,

als Verdammniß, in der Mythologie fortspielt, indem die Lieblinge der Götter, wenn sie diese beleidigt, in das Pflanzenhafte, Mineralische verwandelt werden. So daß diese Metamorphose der Mythologie, als halbgeschichtlicher Vorgang, in die Metamorphose der Pflanze wieder zurückschlägt. Auch dies bestärkt unsre Behauptung, die griechische Mythologie bezeichne die Wechselwirkung von Natur und Geschichte. Es ist daher vielleicht das Beste, wenn es auch eine Geburt des Zufalls sein sollte, an einem mythologischen Handbuche der bekannten Frau von Genlis, daß sie die Götter und Göttinnen mit Arabesken umgiebt. —

Was ist es nun aber, was uns bei unserm Thema ganz besonders die Mythologie der Griechen betrachten läßt? Es ist hauptsächlich eine merkwürdige Eigenthümlichkeit derselben, die unseres Erachtens noch nirgend beachtet worden ist, nämlich die, daß die weibliche Natur in ihr verhältnißmäßig schon dieselbe Anerkennung findet wie die männliche, und zwar deßhalb weil der Geist schon als eigentliches Wesen des Menschen in der Mythologie der Griechen geahnt und angestrebt wird, so wie, daß der Geist das Geschlechtslose in bewußter Potenz, die ewige Erhabenheit über den Unterschied der Geschlechter ist.

Nun ist oft gesagt worden, und es ist auch etwas Wahres daran, daß die Alten die Frau weit hinter den Mann zurückgestellt hätten. Aber, wie es gewöhnlich gesagt und geglaubt

wird, so ist es in der That ganz ungegründet. Zumal bei den Griechen. Wie hätten auch die Griechen eine solche Bildung erreichen, wie hätten sie die schöne Menschlichkeit so vollständig und classisch darstellen können, wenn sie nicht schon die Liebenswürdigkeit und die Würde, wenn sie nicht schon den ganzen Schmelz und das ganz eigenthümliche Element des Weiblichen, bis in's feinste Seelengeäder hinein, gekannt hätten?

Und was nun die griechische Mythologie noch außerdem für uns so besonders wichtig macht, das ist dasselbe, was wir oben schon an der Natur hervorgehoben, was wir als den fortgehenden Grundzug in der Bildungsgeschichte bezeichnet haben, was auch in der Gleichstellung der Geschlechter im Geist unveränderlich das Wirksame, das Fördernde sein wird, nämlich — der Contrast. Die griechische Mythologie ist voll der reizendsten, der sinnreichsten Contraste. Und dies beides zusammen: das Zusammenhandeln von Frau und Mann, die durch ein ganzes Drama zur Anerkennung gebrachte Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, und die holde Verschlingung und Trennung der Contraste macht die Mythologie der Griechen zu einem so unerschöpflichen Quell für die Kunst, für das Leben.

Die griechische Mythologie enthält schon alle Gestalten, welche in der späteren Existenz des griechischen Volkes zur Wirklichkeit kommen, im Cultus wie in der Kunst, in der Wissen-

schaft wie im Leben. Ja in dem Intriguen-Spiel der Götter, in diesen ewigen, oft so anmuthigen, aber auch so ränkevoll ausgesponnenen Liebeshändeln, in diesem Bürgerkriege, der unter den Göttern und Göttinnen selber, wie in der Geschichte des griechischen Volkes, geführt wird, ist in jenem Gedichte der Mythologie das Element schon herausgekehrt, welches einst das schöne Griechenthum aufzehren sollte, und eben so gut die Freiheit des griechischen Staatenlebens wie die griechische Cultur in seinem Schoße begräbt. Episch beginnt dieses herrliche Gedicht der Mythologie, und dieser erste Theil spiegelt sich dann in der geschichtlichen Zeit im Homer am vollendetsten ab. Dramatisch und oft tragisch-dramatisch nimmt es seinen Fortgang, und findet in der geschichtlichen Zeit seinen reinsten Charakter in Sophokles. Aber schon geht die Tragödie des mythologischen Götterprocesses in die Komödie über, wie in der Geschichte Aristophanes bezeugt. Zuletzt jedoch endet unser Gedicht gar satirisch, wofür wir im historischen Gebiet, wenn auch spät, Lucian mit seinen Göttergesprächen anführen können. Aber in all' dem, in der ganzen, griechischen Mythologie — und das ist das Merkwürdige — spielen die Göttinnen eben so mit wie die Götter, und zwar spielen Beide das geistreichste, ja das jovialste Spiel, zum besten Beweis, wie durch den Geist, und durch die plastische Ausprägung desselben in der Gestalt, die weibliche Natur hier bereits freigestellt ist.

Zeus iſt beſonders darin höchſt bedeutend, daß er in ſeiner ſchönen Beſchloſſenheit zwar die Macht, aber doch nur die maßvolle Macht iſt. Daher iſt er der herrlichſte Vorwurf für die Kunſt. An der Beſchränkung erkennt man auch den Meiſter des Götterhimmels. Dies Maßvolle ſeiner Macht, ungeachtet der ausdrucksvollſten Allkraft in der ſchönſten Muskulatur ſeines männlichen Körpers, in den dräuenden Augenbrauen, in dem Blitze des Blickes, ja in dem Blitze des Blizzes, der in ſeiner Hand ruht, während der Adler — ſelbſt König — ſcheu zu ſeinen Füßen ſich ſchmiegt, ich ſage: dies Maßvolle ſeiner Macht wird ihm ſchon dadurch aufgeprägt, daß er das Schickſal über ſich hat. Zeus ſteht unter dem Geſetz, nicht über demſelben. Er iſt ein conſtitutioneller Götterkönig. Denn gerade weil auch die anderen Götter unter dem Schickſal ſtehen, ſo beherrſcht er in ihnen ein conſtitutionelles Göttervolk. Und weil Zeus eben der Herrſcher und Vater eines ganzen, eines freien Volkes iſt, ſo iſt in ihm auch das männliche und weibliche Princip gleichmäßig gehegt und gepflegt, ſo ſehr, daß Athenens gedrungene Geſtalt aus ſeiner Stirn hervorſpringt. Das Weib kommt hier, weil es ſchon eine ſpätere Schöpfung iſt, aus dem Sitze der Intelligenz, aus dem Gehirne hervor, während es in der Urſchöpfung, da wir uns in ihr erſt auf dem Gebiete der Natur befinden, aus der ſtärkeren Sinnlichkeit, aus der Rippe des Mannes hervorgeht.

Was aber in dem Zeus oder Jupiter — ich beziehe mich des Folgenden wegen hier absichtlich schon auf die Römer — vor allem charakteristisch sein dürfte, ist dieses, daß er nicht bloß kräftig bis zum Zorn und maßvoll bis zur Rathbedürftigkeit ist, sondern in ihm wohnt auch die heiterste Laune, der aufgelegteste Scherz. Dies Joviale des Zeus — wie der Name schon sagt — ist seine Natur, ist der Vaterzug, den fast Alle zumal die Göttinnen von ihm geerbt haben. Dieser Vaterzug der Jovialität geht daher auch durch die ganze griechische Mythologie hindurch, und bewirkt eine besonders beliebte Temperatur in den Göttergelagen.

Es ist erstaunenswerth, wie die Griechen das weibliche Wesen, vom tiefsten psychologischen Geheimniß, mit allen Vorzügen des weiblichen Charakters, bis zur ganzen Breite der sinnlichen Existenz, bis zum tändelnden Spiel mit blankem Geschmeide, in der Mythologie bereits belauscht und gestaltet haben. Des Weibes Klugheit und Standhaftigkeit, worin sie oft den Mann übertrifft, ihre Treue und Untreue, ihre Haltung und Leichtfertigkeit, ihre Herrschsucht und Hingebung, ihre Zuversicht und Schwachheit, ihre Schönheit und Anmuth, ihr Toilettenspiel bis zum kleinsten Schmuckkästchen, die Kunst und Magie der geschmackvollsten und genialsten Costümirung, durch Verschleierung und Enthüllung nüancirt, alles ist hier in fertigen, in handelnden, in reizenden, in ewigen Gestalten ausge-

arbeitet, und zwar so, daß in all' dem das Verklärende der Geist, nicht bloß die Sinnlichkeit der Schönheit ist.

Dieser Geist der griechischen Schönheit, der sich in schönen Gestalten, in schönen Bewegungen und am vollkommensten in schönen, in sinnvollen Reden offenbart, ist es, in dem Göttinnen wie Götter athmen und weben, in dem sie gegen einander frei sind, ja, es kann nicht ausbleiben, wie darin wieder die jovialste Ironie liegt, daß, der weiblichen Zungenfertigkeit gemäß, Göttinnen oft die Götter in gewandter, kluger Redewendung bei Weitem überflügeln.

Diejenigen weiblichen Gestalten der griechischen Mythologie, in welchen es am lebhaftesten sich darstellt, daß von dem Griechen das Weib dem Manne gegenüber frei gelassen ist, ja die den Gott oft überragen, und durch den Erfindungsgeist ihrer Liebenswürdigkeit, Verständigkeit und List oft besiegen, sind besonders Here, Aphrodite und Athene. In der letzten Gestalt, in Athenen, geht die Freiheit der Bewegung sogar schon in die männliche Lebensfunktion über, indem Athene nicht bloß mädchenhaft zart, sondern auch mannhaft unternehmend, nicht bloß weise, sondern auch tapfer, und in der Tapferkeit sogar ausübende Kriegerin ist. So daß die moderne Schwärmerei, das weibliche Geschlecht solle auch männliche Lebensfunktionen üben, hier im Mythos schalkhaft bereits angedeutet liegt. Und so anerkannt ist in der griechischen Mythologie die weibliche Natur in ihrer Ebenbürtigkeit, in ihrer geistigen Gleichberechtigung mit

dem Manne, daß die genannten Göttergestalten, besonders Athene, auch an dem Rathe der anderen Götter Theil nehmen, und auf Zeus den letzten, entscheidenden Einfluß üben.

Und wenn man nun die schönste Gruppe dieser Freistellung und Gesellung der Götter und Göttinnen sehen will, und doch so geordnet, daß, wie es im Hausweſen sein soll, der Mann der Chorführer ist, so sind es Apollo und die Musen, als Vorsteherinnen der Künste, als Genien der Dichter. Welche Anerkennung und rechtmäßige Hochstellung ist in den Musen, denen sich dem Geiste nach die Charitinnen anschließen, für alle Zeiten den Frauen zu Theil geworden! Eine Hochstellung, die in der Wirklichkeit freilich noch lange nicht genug ausgeführt worden ist. In diesen Gestalten des ewig heitern Götterhimmels, in Apollo, den Musen und Charitinnen, eröffnet sich uns schon der Gesichtskreis für ganz neue Lebenszustände unter dem männlichen und weiblichen Geschlecht, welche die Zukunft in's Dasein rufen wird, rufen muß. Und wie vieler sonstigen, mythologischen Bildungen weiblichen Geschlechtes, der anderen Hauptgöttinnen nicht einmal zu gedenken, wäre hier noch zu erwähnen, um die zarteste und tiefste Auffassung und Würdigung der weiblichen Natur von Seiten der Griechen in ihrer Mythologie zu veranschaulichen: der Hebe, der Eos, der Pandora, der Nemesis, der Psyche im Bunde mit Amor.

Wie wir aber oben sagten, die Mythologie stehe mit der Geschichte nach der einen und mit der Natur nach der an-

deren Seite in Wechſelwirkung, ſo erhellt das Letzte auch aus der ſonſtigen Eigenthümlichkeit der Götterbeſchaffenheit. Während die griechiſchen Götter doch eigentlich Menſchen, wenn auch erhöhete Menſchen ſind, ſo ſpringt ihre Lebenseinrichtung doch auch wieder höchſt merkmürdig völlig in die Natur zurück, und zwar in das Inſektenartige, ja in den Pflanzenſaft, indem die Götter in ihren Adern bekanntlich ſtatt des Blutes Ichor haben, worunter die Griechen eine weißliche Feuchtigkeit verſtanden.

Wie wir nun früher den Contraſt als das Bleibende und ſtets zu Cultivirende in der Entwickelung der beiden Geſchlechter erkannten, damit dieſe zu immer höherer Gleichſtellung im Geiſt, und vor allem zur lauterſten Sittlichkeit gelangen, ſo ſprachen wir den Reichthum an ſinnreichen und reizenden Contraſten der griechiſchen Mythologie ganz beſonders zu.

Die roſige Eos liebt den jungen Tithon. Aber ſie hat vergeſſen, ewige Jugend für ihn zu erbitten. Auch bleibt ſie ſelbſt in ewiger Lebensfriſche. Er indeſſen verſinkt immer mehr in das eisgraue, zuſammenwelkende Alter. — So iſt auch Hermes der Gott der Kaufleute. Der ächte Kaufmann aber iſt auf Eigenthum und Rechtlichkeit gegründet. Hermes jedoch iſt auch zugleich — wieder ſchalkhaft genug — der Gott der Diebe. — In Pan gewahren wir einmal den Gott der Hirten. Alſo einen Gott, in dem ſich das Kleinleben der Idylle herausſtellt.

Und dann ist Pan doch auch wieder der Gott des Naturalls, der Gott des unendlichen Alllebens. — Persephoneia, die Tochter der Demeter, gewohnt auf sonnigen Blumenpfaden mit heitern Gespielinnen zu wandeln, wird die Gemahlin des finstern Ades, der in der schwarzen Nacht der Unterwelt über Schatten herrscht. — Athene, die Tochter des Donnerers selbst, die Göttin mit den blauen Augen, mit dem schönsten Lockenhaar, hat die Eule mit dem furchtbar glotzenden Blicke und der ungethüm häßlichen Befiederung zum Lieblingsvogel, und man könnte hier, wollte man einmal das Burleske in das Antike hineinspielen lassen, wollte man das Griechisch-Sinnige mit dem Germanisch-Derben verbinden, wiefern Athene die Göttin der Weisheit, und die Weisheit den Spiegel der Selbstbetrachtung vorhält, den erwähnten Mythos einen antiken Eulenspiegel nennen. — Dann aber vor allem die Erzählung von Aphroditen. In ihr häufen sich die Contraste. So sprechen die Alten oft rührend von der Oede, von der Unwirthlichkeit des Meeres. Aber die Oede gebiert dennoch die Liebe, und die Liebe ist doch das Geselligste des Geselligen, denn es gehen aus der Liebe alle Gestalten hervor. Aphrodite wird aus der Oede, aus dem Schaume des Meeres geboren. Und so schwebt schon hier der schöpferische Geist der Liebe über den Wassern, denn es giebt auch eine Venus Urania. Diese schaumgeborene Aphrodite ist hier das griechische Feuer, welches nimmer gelöscht wird, und welches schon vor seiner Er-

findung in anderem Sinne, sogar auf dem Wasser noch brennt, und unermeßliche Verwüstungen im Leben anrichtet. Aber dieselbe Aphrodite, die Schönste der Schönen, heirathet den Häßlichsten der Häßlichen, den lahmen, von der Esse seiner Schmiede beräucherten Hephästos. Der schneeweiße Schaum des Meeres und der kohlschwarze Ruß des Schornsteins kommen hier zu einander, und dieser Contrast zieht sich wieder wie ein neckisches Spiel in der geschlechtlichen Verbindung durch alle Zeiten hindurch, denn wie oft sehen wir nicht die anmuthigste, weibliche Gestalt am Arme des plumpsten Mannes und umgekehrt. — Und so hebt sich endlich der Wohnsitz der seligen Götter, der sonnige Olymp selbst, im schärfsten Contrast ab von der schwarzen Nacht der älteren Mythologie. —

Finden wir nun unsrerseits in der griechischen Götterlehre bereits die gegenseitige Freistellung der beiden Geschlechter, und setzt sich das alles, und zwar in noch größerer Reife der Gestaltung, in der griechischen Kunst wie im Leben, in den verschiedensten Richtungen fort, so ist damit allerdings doch der letzte Rest von Barbarei, dem selbst die Griechen gegen das weibliche Geschlecht in gewissen Fällen noch unterlagen, keineswegs geläugnet. Aber die Griechen ließen sich eine solche Abirrung von der Humanität immer nur mehr im Politischen, im Kriegerischen zu Schulden kommen, so wie ja auch der Ausdruck Barbaren nur den politischen Gegensatz zu ihrer eige-

nen Nationalität ausdrückte, indem sie die Nichtgriechen damit bezeichneten. —

Höchst wichtig aber ist in der weiteren Fortbildung des männlichen und weiblichen Princips bei den Griechen die Art, wie sie in ihrer Kunst eine Aufhebung des Contrastes beider Naturen ausführten, ohne den Contrast selbst zu zerstören. Dies ist jenes unnennbare Etwas, jener Hauch, jener Duft eines ewigen Liebreizes, den wir auf so vielen antiken Kunstwerken, und noch dazu also körperlich, plastisch dargestellt finden. Die Jugend vermählt sich hier in einer und derselben Gestalt einem gewissen Alter. Das harmloseste Kindeständeln gesellt sich der Weisheit des Mannes, das Weiche dem Starken, das Weibliche dem Männlichen, das Mädchenhafte dem Knabenartigen, und aus beiden Elementen springt unter der Hand des Meißels ein, selbst im Leiden noch seliger Gott in Menschengestalt hervor. In antiken Schöpfungen solcher Art kommt daher die griechische Plastik bereits ganz nahe an die Grenze des Christenthums, wie dieses im bloß Idealen in der Philosophie des Platonismus der Fall ist.

Ein Freund — der aber nie in Frankreich gewesen — theilte mir vor Kurzem mit, er habe häufig auf dem Gesichte französischer Männer diese Verschmelzung beider Geschlechtselemente gefunden. Ich habe mich nie bei Franzosen davon überzeugen können. Denn, was ich davon hätte wahrnehmen mögen, war eben nur ein matter, bloß romanischer Reflex

von dem Angedeuteten, welcher also ursprünglich den Römern gehörte, wie er etwa dem Kundigen in der reizenden Gestalt des Antinous einleuchtet. Aber — wie ganz anderer Art ist das, was wir so eben den Griechen in der Antike zuschrieben! —

Die Gestalt tritt hier, ob Apollo ob Fechter, ob Gott ob Mensch, vor uns hin, in Haltung, in Vorwärtsstrebung, in Ruhe, in Bewegung, in der ganzen Muskulatur, von der Fußspitze bis zum Scheitel, voll gesunder, kampflustiger, siegesgewisser Rüstigkeit. Es ist der Mann auf dem höchsten Gipfel seiner Energie. Aber von der gewölbten Stirn sprüht eine Denkkraft, ein selbstgewisser Ernst, eine Freiheit mitten im Verhängniß, welche schon das ganze Menschenleben bewältigt und hinter sich zu haben scheint, aber dennoch vielmehr auf klarer Höhe darüber steht. Und dennoch zuckt aus den Lippen ein weiches, mädchenhaftes Lächeln, und zieht sich nach der Wange, nach dem Nacken hin; so daß wir, indem wir das Gesicht im Profil sehen, nur Weiblichkeit, nur Jugend schauen, mit einer Anmuth angethan, mit einem Liebreiz erfüllt, welche die Sehnsucht blitzartig in uns zünden, um diese Jugend ewig festhalten zu können, wie sie denn auf dieser Statue, von der Seite betrachtet, auch in der That ewig ist. —

Dies wunderbare Geheimniß der Ineinsbildung des Geschlechtlichen und aller Lebensalter, so zwar, daß wir einen vollständigen Menschen vor uns sehen, hat noch, außer der griechischen Antike, in der Plastik Niemand anders hervorge-

zaubert, und diese Thatsache ist eben der Beweis, daß die Griechen im Geist die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter, die Gleichstellung des Mannes und Weibes, in aller Vollendung bereits erreicht hatten, und sie sogar körperlich hinzustellen wußten.

Man könnte jenen Lichtblitz der Jugend, der schönen Weiblichkeit, welcher sich in der männlichen Antike im Gesichte irgendwo meistens vorfindet, jenem Lichtreflex vergleichen, der sich auf glasirten und metallenen Gefäßen und anderen Gegenständen stets wahrnehmen läßt. Und wenn wir dabei eine der sinnvollsten Mythen des Alterthums, die beim Aufgang der Sonne zum Andenken an ein geliebtes Wesen tönende Memnonssäule uns vergegenwärtigen; so ist dieser aus dem Metall hervortönende Lichtglanz, als Klage, als Sehnsucht nach der dahingeschwundenen Jugendschönheit, nach einer seligen Vergangenheit, im alten, geheimnißvollen Aegyptenland, eine Dichtung, welche ihres Gleichen sucht. Nie hat die Liebe sich ein schöneres, hier selbst aus dem kalten Erz, oder eigentlich aus dem Granit, noch sprechendes Denkmal gesetzt.

Es ist von den Griechen äußerst fein beobachtet und ausgeführt worden, wenn sie in der Mannesgestalt die Geister der Weiblichkeit nach der Wange hin weben lassen, eben so wie die Jugend nach dem Nacken hin, und zwar diejenige Jugend, welche schon vor dem Alter fast entflieht, aber dennoch, von dem Künstler angehalten, erhascht, eine Weile noch ruht. Denn

der eigenthümlichſte, weiblichſte Reiz des Geſichts kommt bei Mädchen und Frauen zwar immer aus den Augen, ſprüht aber wie ein Zodiakallicht nach der Wange zu, und verliert ſich unnachahmlich ſanft, in wellenweicher Bewegung nach dem Nacken fort. Daher ſehen wir denn auch in herangewachſenen Kindern die vorübergeflohene Jugend und Schönheit der Eltern noch auf dem ganzen Geſicht, während ſie bei den Eltern ebenfalls nach der Wange und dem Nacken hin entwich. So daß hier auch die größere oder geringere Aehnlichkeit zwiſchen Eltern und Kindern ſich zu erkennen giebt.

Ich habe öfter, in der angedeuteten Beziehung, von Gram und auch ſchon von Alter angegriffene, weibliche Geſtalten beobachtet, wie ſie in rührender Weiſe, gleichſam das letzte Abendroth der fliehenden Heiterkeit und Jugend, noch von der Wange und dem Nacken her ausſtrahlen ließen; ſo daß man ein ganz anderes Weſen, von der Seite geſehen, vor ſich zu haben glaubte, als indem man das Geſicht von vorne betrachtete. Beſonders wird dieſer Eindruck lebhaft, wenn die Geſtalt ſich wendet, wenn ſie im Begriff iſt, uns den Rücken zu kehren, und dieſe Schwenkung bereits unternimmt. Die Jugend einer ſolchen Geſtalt — kann man hier wirklich ſagen — zeigt ſich uns nur noch einmal zum Abſchiede, indem ſie uns den Rücken kehrt, wie ſie der Geſtalt ſelbſt den Rücken kehrt, indem ſie eben daran iſt, von ihr auf immer zu ſcheiden. Höchſt merkwürdig iſt für die Ineinsbildung des Männlichen und

Weiblichen zu schöner und vollständiger Menschlichkeit die plastische Darstellung bei den Griechen des Hermaphroditen. Auch sie beweist, und beweist es zugleich zum Triumphe der Kunst, als Fortschritt über die Natur, daß die Griechen die Gleichberechtigung des Männlichen und Weiblichen auf's tiefste erfaßten, und durch die Macht des Geistes zu gestalten vermochten. Aber sie beweist noch mehr als das. Der griechische Hermaphrodit beweist, daß die schöpferische Kraft eine Existenz hervorrufen könne, welche den Gegensatz zweier Principien, — die der Verstand als Widerspruch nimmt und auseinanderhält — organisch vereinigt, ohne ein bloßes Compositum zu sein. So daß, was hier vom Hermaphroditen gilt, in Bezug auf das Männliche und Weibliche, auf einem anderen Gebiet in Betreff des Göttlichen und Menschlichen behauptet werden muß, deren Vereinigung auch weder der Idee nach ein Widerspruch, noch der Erscheinung nach ein Compositum ist, und folglich — wie der Verstand es so gerne doch behaupten mag — keineswegs zu dem Unmöglichen gehört.

Die herrlichsten, weiblichen Gestalten der griechischen Dichtung, Gestalten, welche, mit allen Reizen der Jungfräulichkeit ausgestattet, in priesterlicher und königlicher Würde vor uns da stehen, und ihrerseits wieder ebenfalls beweisen, wie die Griechen das Weib dem Manne, ungeachtet des festgehaltenen Contrastes, gleichstellten, sind Iphigenie, Antigone und Penelope.

Was die erſte der genannten, Iphigenien, betrifft, ſo hat bekanntlich Göthe den Griechen die Palme des Sieges aus der Hand gerungen, indem er uns eine Griechin gedichtet, ſo wahr und ſo würdig, daß wir ſie, ohne einen Anachronismus zu begehen, als eine Tochter Griechenlands aufführen dürfen, und zwar zum Beleg für unſern Zweck. In Iphigenie und Antigone ſetzt ſich die griechiſche Frauenwürde in eine vollendete Harmonie mit dem Prieſterthum und dem Königthum, mit der ſeltenſten Hoheit des Mannes wie mit dem Grauen eines furchtbaren Verhängniſſes, ſo daß beide Geſtalten frei athmen, frei gehen und ſtehen, frei fühlen, frei denken und handeln mitten in der tragiſch beklommenen Nothwendigkeit, und den Fluch ihres Hauſes erfahren, als wäre es der Segen ihrer Familie, der ihnen zu Theil würde! Und wenn auch, ächt weiblich, Klagen der Bruſt entfliehen, ſo iſt die Klage hier doch weder der bloße Naturſchrei, noch das weichliche Empfindeln, ſondern es iſt der Schmerz des weiblichen Zartgefühls und des gereiften Menſchengeiſtes, ein Schmerz, der aber als Schmerz — was ſo viel ſagen will — immer noch den Gedanken ausdrückt. Wie denn überhaupt darin die Alten, auch die Römer, Männer und Frauen, ſo einzig ſind, daß ſie im Schmerz noch denken und welche Gedanken noch denken! Wer es weiß, welch' eine unermeßliche Weite ſich erſtreckt zwiſchen der Weiſe, wie der Naturmenſch ſeinen Schmerz austobt, und der, wie der Schmerz im Geiſte ſein Recht ausübt, der muß

erstaunen, wie die Griechen das ganze Gebiet der Humanität ausgemessen hatten, um auf der höchsten Höhe desselben solche Frauengestalten mit ihrem tragischen Pathos hervorbringen zu können wie die genannten. Und eben so Penelope, die dritte der erwähnten.

Es ist oft ein erhebender Anblick, wahrzunehmen, wie ein Einfaches gleich in ein Unendliches übergeht, wie der einfachste Familienzug, der allen Gliedern noch eigen ist, sich sogleich durch die Eigenthümlichkeit des Besonderen vermannichfaltigt, und nun in ganz eigenthümlicher Schönheit hervorleuchtet. —

So in Penelope. Wie ist alles so idealisch und doch so wirklich, wie ist alles voll Gesittung und Charakter in dieser Familie des Odysseus! vom alten Laertes an, auf seinem Großvatersitz, bis zum Sauhirten hin; von der Königin bis zur treuesten, ältesten, nach Ammen Art mit ihr plaudernden Dienerin! Ja, sie ist ein königliches Weib, diese Penelopeia, ob sie sich züchtig zurückzieht in den obersten Söller, oder ob sie muthig hinaustritt unter die Freier, wo sie die Unholden, die Lüsternen, die Schlemmer, die nach ihr zu freien wagen, mit einem Götterblick fast ängstigt, gewiß aber bändigt; ob sie das Hochzeitsgewand Nachts mit Odysseeischer List, mit Anmuth wieder trennt, oder ob und wie sie den Schleier wirft, wie sie ihn faltet, wie sie ihn seitwärts hebt, um in die Landschaft hinaus zu blicken, der blauen Ferne zu, ob ihr Odysseus wohl komme. — Solches Wesen konnte nur ein Land hervorbringen, welches sich zweimal in der weichsten Schönheit

spiegelt, im Himmel Joniens und im Wellenschlage des Jonischen Meeres. Auch in Penelope sehen wir die stolzeste, königliche Frau mit mädchenhafter Zartheit und Schamhaftigkeit geeint, ja diese Mädchenhaftigkeit geht bei ihr sogar in ein kinderartiges Zagen und Klagen über, wenn die Sehnsucht nach dem Gemahl sie zu sehr überwältigt. Und gleichwohl tritt das alles wieder in eine Selbstständigkeit, in einen Unternehmungsgeist zurück, wie sie der Mann nur haben könnte und haben kann. Also auch hier wieder die ganze Schönheit und Würde des Weibes und seine Gleichstellung mit dem männlichen Wesen, bei aller Unterschiedenheit.

Wie wir oben in einer Gruppe der Mythologie die Anerkennung und Hochstellung der Frauen ganz besonders schauten, in Apollo mit den Musen und Charitinnen, so begegnet uns jetzt, in der griechischen Dichtung, ein entsprechender Kreis, nämlich der Chor des griechischen Drama's, der bei den Alten bekanntlich aus Frauen oder Männern bestand. Und welchen heiligen, erhabenen Beruf hatte dieser Chor! — Er befindet sich scharf auf der Grenze zwischen der Götterwelt und der Wirklichkeit, er wälzt sich wie ein furchtbares Gewitter heran, wie ein ernstes, unerbittliches Todtengericht über noch Lebende, um zu offenbaren die Nacht des Verhängnisses, des Entsetzens; aber er jauchzt dithyrambisch auch auf in der Lust des Entzückens, in den kühnsten, hymnischen Wendungen, zu preisen die Götter, zu preisen die Herrlichkeit des Alllebens, aber auch

zu warnen, zu rathen, zu beſchwören, abzuwenden das Unglück, mit der Schärfe prophetiſchen Tiefblicks fern in die Zukunft zu bringen, im Tone der Unfehlbarkeit zu entſcheiden, zu ſtrafen aber auch zu lohnen, zu fluchen aber auch zu ſegnen. Der Chor tritt daher auch nur immer wie an die äußerſte Couliſſe der Zeit heran. Sein eigentlicher Standpunkt iſt das Urgerechte, das Urſittliche, das Unvergängliche, das Ewige, das Allweiſe, das Allſehende. Und wenn hier, wie geſagt, auch Frauen agirten, ſo erhellt wohl hinlänglich daraus, wie die Alten das weibliche Geſchlecht anzuerkennen wußten, wie ſie längſt einſahen, daß ſich in der Frauen-Natur eine ganz eigenthümliche Welt erſchließt. — Aehnliches wie vom Chore gilt denn auch von den Orakeln der Griechen, wo ebenfalls Prieſterinnen walteten. Ich nenne nur den Namen Pythia.

So konnte ein Volk weder mythologiſch noch künſtleriſch dichten und denken, wenn es nicht, wie oft ſchon bemerkt, ſo ſehr auf der Höhe der Humanität verweilte, um bereits beide Geſchlechter als die ſich ergänzenden Hälften eines und deſſelben Menſchenweſens zu erſchauen. Und dem gemäß war denn auch im Allgemeinen das *Leben* der Griechen. Es begegnen uns hier als ausgezeichnete Frauen unter andern: Aspaſia, Diotima, Sappho. — *Weil* aber eben die Griechen ſo idealiſch und praktiſch *zugleich* waren, wie noch nie ein anderes Volk, ſo brauchen wir die weiblichen Geſtalten ihres *unmittelbaren* Lebens, im Verkehr mit den Männern, nicht weiter in Betracht

zu bringen. Daß die griechiſchen Frauen oft einer gewiſſen Zurückgezogenheit huldigten, und nach der öffentlichen Sitte auch huldigen mußten, ſetzt auf's Neue den feinſten Takt der Griechen außer Zweifel, und beweiſt, wie tief und richtig ſie den Beruf und Grundunterſchied der beiden Geſchlechter herausfühlten. Daß es im Conflikt der Umſtände auch nicht an Anmaßung und Härte von Seiten des ſtärkeren Geſchlechtes gefehlt haben wird, wie an anderen unſittlichen Erſcheinungen, das iſt im höchſten Grade zu bedauern und zu rügen, das thut aber unſerer Geſammt-Anſchauung von der Griechenwelt nicht den geringſten Abbruch. Wir gehen demnach noch einige Augenblicke auf die Römer in Bezug auf unſere Aufgabe ein. —

Wir dürfen und müſſen uns bei den Römern viel kürzer faſſen, da die Römer in der Gleichſtellung der beiden Geſchlechter im Geiſt weder die weibliche Schönheit und Anmuth, noch den Contraſt zwiſchen dem Weiblichen und Männlichen, ſo ſcharf und vollendet zu geſtalten verſtanden, wie die Griechen.

Die Römer bringen es in ihrer Mythologie, wie in ihrer Dichtung, und auch im Leben, außer dem Kriegeriſchen und Juridiſchen, meiſtens nur zu einer Copie der Griechen, wie denn die Nachahmung des Homer's beim Virgil, ungeachtet großer Vortrefflichkeit, für die ganze Nation charakteriſtiſch iſt. Wenn die Heroenzeit bei den Alten das Ritterthum der Heidenwelt iſt, ſo iſt doch das heroiſche Zeitalter bei den Römern keineswegs bloß am Anfang ihrer Geſchichte zu

finden, sondern die ganze Römer-Historie ist eine fortgesetzte Heroengeschichte, wie denn sehr bezeichnend auch bei den Römern schon ausdrücklich von Rittern die Rede ist. Die Römer sind das eigentliche Volk der Heroen und Heroinnen. Damit aber ist im Allgemeinen auch schon der Grundcharakter der römischen Frauen angegeben. Sie alle stammen nicht umsonst von der stolzen Roma ab, deren griechischer Ursprung bekanntlich die Kraft ist. Diese Kraft aber wurde bei den Römern nur selten durch die Milde gebändigt, da das römische Weib eben selbst Kraft war; so daß die römische Kraft denn auch in die Zügellosigkeit, in die Wildheit, in den fortwährenden Krieg, selbst in das Räuberische ausartete, später sich aber in Weichlichkeit, in Lüsternheit und Entnervung auslebte. Der Raub der Sabinerinnen ist hier für Männer und Frauen wahrhaft Norm gebend. Auch konnte das weibliche Wesen unter den Römern nicht leicht zu einer vollendeten geistigen Blüthe gedeihen, wenn man bedenkt, welche unbeschränkte Macht nach dem öffentlichen Recht der römische Vater über seine Kinder ausüben durfte, was denn besonders die zarte Pflanze der Weiblichkeit schon in der Wurzel verhärten mußte.

Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß in einem so gesegneten Klima, in einer so weit aufgethanen Oeffentlichkeit, das weibliche Wesen körperlich zu einer imposanten Gestalt, von allen Reizen des Südens geschwellt, heranreifte. Dazu kamen noch alle die Tugenden, welche den römischen Frauen

anerzogen, aber auch angeboren wurden: Vaterlandsliebe, Entſchloſſenheit, Aufopferungsluſt, Ehrgefühl, Nationalſtolz, bis zum glühendſten Enthuſiasmus hin, und einer Gabe, das alles in Kraft, in Wort und Handlung, in einfacher Erhabenheit, allen Römern und Römerinnen verſtändlich, auszuſtoßen, als wäre ſelbſt der Schmerz des Verluſtes, die Marter, der Tod um das Vaterland, nur eine orgiſche Luſt. — Lucretia's tödtender Dolch wirft den Rache-Blitz, der die Revolution zündet, und ſie ſtirbt ſo, trotz des Erlittenen, dem Vaterlande und ſich ſelbſt genug thuend. — Die römiſche Mutter kennt kaum ein anderes Muttergefühl als das, durch ihre Kinder das Vaterland zu retten. — Arria will im Augenblick ihrer Selbſtopferung zu ihrem Gemahl viel mehr ſagen, der Dolch labe ſie, wenn ſie nur ſagt: Pätus, es ſchmerzt nicht. — Und ſo ſtehen dieſe römiſchen Frauen allerdings bloß auf dem Boden des Vaterlandes, nicht auf dem des Hauſes und der allgemeineren Cultur, ſie ſtehen da, in der Kraft völlig ebenbürtig den Männern, und überragen bei weitem in der Entäußerung ihres Privatwillens, im Aufflammen ihres Heroismus ſogar die Karthagerinnen, die doch nur ihr Haar zu Schiffstauen hergeben, während die Römerinnen ihr Fleiſch und Blut, ihre Kinder, mit Triumph der Schlacht überliefern. —

In der römiſchen Dichtung ſcheinen vorzugsweiſe Virgil und Ovid, mit Griechenlands Bildung genährt, eine Ausgleichung der Geſchlechtsunterſchiede, durch geiſtige Verklärung

der Schönheit, im Auge gehabt zu haben. Besonders Virgil. So findet sich als ein Seitenstück zur griechischen Plastik in der Aeneide ein Beleg zu dem, was ich früher von der Nackengegend weiblicher Gestalten bemerkte. Freilich bei Virgil in ganz anderer Beziehung. Indem nämlich bei ihm Venus dem Aeneas als leichtgeschürzte Thracierin erscheint, erkennt er sie unter anderem an dem rosigen Lichte des Nackens. — Ovid aber hat schon durch die Wahl eines Thema's wie die Metamorphosen verrathen, daß er sich auf die tieferen Grundlagen der Mythologie und die Art, wie das Geschlechtliche in ihr behandelt wird, sehr wohl verstand. Daß er eine Kunst zu lieben schrieb, und doch im Lande der Barbaren ein hartes Exil bis zum Tode bestehen mußte, ist ein Gegensatz, der ihn den Contrast, zwischen dem Umgang mit liebenswürdigen Frauen und dem Schweigen einer öden Einsamkeit, gewiß qualvoll-elegisch hat fühlen lassen.

Mit dem Untergang des römisches Reiches erfährt die Welt einen Umschwung, der auch auf das Verhältniß der beiden Geschlechter einen ganz und gar verändernden Einfluß übt. Es tritt eine Katastrophe ein, wie sie noch nimmer erfahren worden. Die Erörterung derselben in ihren Hauptzügen und die Darstellung der daraus hervorgehenden Folgen wird uns auf den Standpunkt führen, von dem aus wir in die neuen Lebensbeziehungen hineinblicken, welche wir von der Zukunft für Frauen und Männer zu erwarten haben. —

Zweite Vorlesung.

Hochverehrteſte!

Wir haben bis dahin gefunden, wie ſich die geſchlechtlichen Unterſchiede auch auf dem Gebiete der Natur, ganz abgeſehen noch vom thieriſchen Leben oder gar noch vom Menſchen, bereits ankündigen, wenn auch nur leiſe, wenn auch bewußtlos, bis auf das reizende Spiel der Leidenſchaften, der Contraſte. Wir haben es uns zur Anſchauung gebracht, wie zumal in der Blumenwelt das Eigenſte der Weiblichkeit in einer ſo reichen Symbolik hervortritt, daß wir darin faſt einen Frauenſpiegel entdeckten, eine Blumenausſtellung von Frauen-Portraits, oder doch wenigſtens von Frauen-Charakteren, welche daguerrotypiſch der Sonnenſtrahl mit den friſcheſten Farben vor uns auswirkte. Indem wir ſodann aus der Natur in die Geſchichte übergingen, eröffnete ſich vor unſerm Blicke ein ganzes Drama weiblicher und männlicher Geſtalten, in der griechiſchen Mythologie, deren heitre Mannichfaltigkeit uns bereits den ganzen Reichthum der griechiſchen Geſchichte, die ewigen Muſter ihrer Cultur vergegenwärtigte, bis auf die herrlichen Werke der griechiſchen Plaſtik.

In der Dichtung der Griechen überraſchte uns ſodann dieſelbe Vollendung, und ſo hatten wir uns durch Mythologie, durch Plaſtik und Dichtung, die Blüthe der griechiſchen Bildung, des griechiſchen Lebens vor's Auge gebracht, ohne daß wir erſt nöthig gehabt, auch noch in das Detail des unmittelbaren Geſchehens bei den Griechen weiter einzugehen. Vermißten wir bei den Römern nun zwar die Gleichſtellung der Geſchlechter im Geiſt, was die ganze Ausarbeitung der ſchönen Menſchlichkeit betrifft, ſo fanden wir doch einigen Erſatz dafür in den Tugenden der Vaterlandsliebe, der Entſchloſſenheit, der Aufopferungsluſt, des Ehrgefühls, des Nationalſtolzes, in denen wir die römiſchen Frauen hinter den Männern nicht im mindeſten zurückbleiben ſahen. —

Aber welch' eine Totalveränderung der Dinge trat jetzt ein! Sie hatte ſich zwar in anfangs kaum merklichen Spuren den Weg ſchon gebahnt. Sie hatte von zwei Seiten her, durch ein friſches Naturelement, das Germanenthum, und durch eine geiſtige Macht nie geahneter Art, durch das Chriſtenthum, das römiſche Reich unterwühlt. Aber wie die Kataſtrophe jetzt kam, wie plötzlich ein Neues als Thatſache jetzt da war, ſo hatte ſich wohl kein früherer, römiſcher Imperator einen ſolchen Vorgang auch nur als möglich zugeſtanden. Das ſtärkſte Erbeben durch vulkaniſche Mächte auf italiſchem Boden war nur die nicht zu beachtende Zeitſchwingung einer halben

Sekunde gegen den Zusammensturz dieser Welt, welcher Jahrhunderte nachdröhnte. — — —

Hatten die Griechen die Intelligenz im Interesse wahrer und schöner Menschlichkeit zur Darstellung gebracht, und hatten sie dadurch, wie wir gesehen, die Gleichberechtigung beider Geschlechter schon in hohem Grade außer Zweifel gesetzt, so war in dem griechischen Leben dennoch der Nationalstolz gegen die Barbaren als ein bedeutender Rest von Vorurtheil immer noch übrig geblieben, welches die Folge hatte, daß die Griechen, trotz aller Wissenschaft und Kunst, die Schranke der Natur nie ganz zu überwinden vermochten. Daher blieben bei ihnen denn auch die Sittlichkeit und das Leben in ihrem letzten Grunde völlig unerklärt, daher wurden denn auch die Frauen in einzelnen Beziehungen immer noch zurückgestellt, und endlich wurde auch die Intelligenz immer nur noch als Geist gefaßt, welcher unter die eiserne Hand des Schicksals wieder zurückfalle, und demnach in der Sittlichkeit für seine unendliche Freiheit gar keine Sicherheit habe.

Das dagegen ist die große Bedeutung des Christenthums, daß es die Intelligenz schon von vorn herein, in einem jeden Menschen ohne Ausnahme, als Forderung frei setzt, und, wenn der Mensch folgt, auch als Erfüllung, indem es den Geist in seinem Ursprunge als Geist Gottes offenbart; daß es dadurch den wahrhaften Geist als einen heiligen bezeichnet, und daß es, indem es das menschliche Individuum immer nur

nach der Würde des Geiſtes beurtheilt, im Geiſt eine unbedingte Gleichberechtigung beider Geſchlechter erreicht, die dazu berufen ſeien, ſich in der Liebe zu einigen, gemeinſame Früchte zu erziehen, welche der Menſchheit zu Gute kommen, durch gegenſeitige Ausbildung ein ewiges Beſitzthum ſich zu erwerben, um ſo eine Harmonie zu erreichen, welche den Contraſt des Geſchlechtlichen, den reizenden Naturunterſchied zwiſchen dem Weiblichen und Männlichen, nicht tilgt, ſondern immer noch melodiſch herausklingen läßt. —

Wer das, was eben geſagt worden, im Chriſtenthum nicht findet, der hat eben das Chriſtenthum nicht verſtanden. Daß aber auch im Mittelalter ſchon früh eine neue Barbarei eintrat, welche in einigen Partieen die des Alterthums noch bei weitem übertraf, das wollen wir nicht im entfernteſten läugnen. Wir kämpfen ſogar gegenwärtig immer noch mit ähnlichen Barbarismen. Aber das Chriſtenthum in ſeiner eigentlichen Lehre, nicht in der bloßen Prieſterſatzung, hatte jeden ſtolzen Gegenſatz fortgeräumt zwiſchen Gebildeten und Barbaren. Das Chriſtenthum iſt auf die Menſchheit ohne Unterſchied gerichtet, und wenn die Nacht in der nächſten Zeit um ſo greller ſich anſammelte in der Verborgenheit, in dem Verſtecke menſchlicher Selbſtſucht, um von da aus die finſtre Gewalt der Willkür herrſchen zu laſſen, ſo war das das Antichriſtenthum mitten im Chriſtenthum, ſo war das eine Finſterniß, die endlich wieder ſchwinden wird, ſchwinden muß, wenn

ſich das Licht zu ſeiner Mittagshöhe erhoben haben wird. Das Chriſtenthum iſt auf die ganze Weltweite berechnet, und wer es mit einem kleineren Maßſtabe meſſen will, der wird es ſtets ungerecht beurtheilen.

Wie aber ſchon in dem Naturzuſtande die erſte Geſittung aus der Familie hervorgeht, ſo iſt es mit der Herrſchaft des als heilig erkannten Geiſtes eine heilige Familie, aus welcher die Weltkultur ſich entwickelt. Aus dieſer heiligen Familie enſprießt eine heilige Geſchichte, welche auch das Heidenthum und Judenthum, da, wo ſie im Rechte ſind, trotz aller Widerſacher, zur letzten Anerkennung bringen wird, wenn die im Weltplan dazu angelegte Zeit gekommen iſt, wofür wir aber ſchon gegenwärtig, ſonder Menſchenfurcht, mitzuwirken haben, denn die ganze Entwickelung der Menſchheit ſoll ja hinfort eine geheiligte ſein. Wie die Mythologie der Griechen Norm gebend iſt für die ganze ſpätere griechiſche Cultur, und ſich in dem griechiſchen Bilden und Dichten, Denken und Leben immer wieder der Grundcharakter der Mythologie zu erkennen giebt, ſo iſt die heilige Geſchichte enttäuſchend und Norm gebend für alle Zeiten, nur muß man bei der Erkenntniß die Vernunft walten laſſen, denn ohne Vernunft keine Erkenntniß. Auch begegnen wir alsbald einem Geſtaltenreichthum, welcher den Fortſchritt in der Stellung der Geſchlechter ſogleich gewahren läßt.

In dem Täufer Johannes ſchauen wir den herrlich ſtrah-

lenden Morgenſtern, welcher dem reinen Sonnengeſtirn voraufgeht, welches die Welt zu erleuchten berufen iſt. Und wie es heißt, daß die Morgenſterne den Herrn loben und preiſen, ſo lobt und preiſt der Täufer denn auch wirklich den Kommenden. Eine ächte Mannesgeſtalt dieſer Johannes! Sehnig, nervig, unbeugſam, unverwüſtlich durch die Wüſte, in der er gelebt, durch Entſagung frei von aller Ueppigkeit, wie ſein Körper, ſo auch ſein Wort. Er hat nur auf Den, der da kommt, hinzuweiſen. Er hat nur Buße zu fordern. Nichts drunter, nichts drüber. — Und nun weiter, die Blüthe der Jungfrauen, durch welche er kommt, der da kommt. Gottergeben, gottbefohlen, gottgeſegnet, einmal für immer züchtig, wie noch keine, anſpruchslos, wie die niedrigſte der Mägde, ſchuldlos, wie die Blume der Blumen. — Und wenn nun durch den Kommenden Selbſt der Geiſt ein für allemal offenbar werden ſollte, wie er die Natur und den Irrſinn der Menſchheit ſiegreich durchbricht, ſo daß auch die Sinnlichkeit durch Verklärung zu ihrem letzten Rechte gelangt, aber auch niedergeworfen wird, wiefern ſie ſich etwas anmaßt, und mit der groben Sinnlichkeit alle Ungethüme des Aberglaubens fliehen, wenn ſie ſich auf ihrer Flucht auch Jahrhunderte lang widerſetzen, ſo iſt die Bezeichnung der Bibel für Chriſtus als zweiten Adam die reichſte, die treffendſte, wenn man nur wieder die Vernunft anzuwenden vermag. Der Fortſchritt, die Steigerung, welche durch die ganze Weltgeſchichte, auch in dem angeregten Punkte,

geht, iſt folgerichtig, iſt ſchlagend, und das Chriſtenthum hat ſich in Betreff jenes Punktes nur über Mißverſtändniß und flache Auslegung zu beklagen, wenn der Fortſchritt in dieſer Hinſicht nicht anerkannt wird. Die Steigerung nämlich iſt dieſe.

Zuerſt geht, wie wir früher geſehen, nach Moſes, das Weib aus der Rippe des Mannes hervor. Dann nach dem Mythos der Griechen aus dem Kopfe des Zeus. Endlich wird da, wo vorzüglich das herausgekehrt werden ſoll, daß der Geiſt über die geſchlechtlichen Unterſchiede völlig hinaus iſt, Derjenige, in dem der Geiſt des Menſchen in ſeiner ganzen Würde und Vollendung ſich offenbart, aus dem Geiſt als Geiſt hervorgeboren. Alſo Rippe und Gehirn bilden zuerſt den Contraſt. Der Geiſt aber iſt höher als aller Contraſt. Daher iſt Chriſtus ſeinem eigentlichen Urſprunge und Weſen nach Geiſt und zwar vor allem Chriſtus, denn es darf bei Jeſus von Nazareth in keiner Weiſe allein ſtehen geblieben werden, weil man ſonſt den tiefſten Nerv des Chriſtenthums: die Erlöſung verkennt.

In dem Ausgeſprochenen liegt denn auch die Antwort auf die oft geſtellte Frage, warum Chriſtus ſich nicht ehelich verbunden habe, um durch eine ſolche Verbindung die hohe Würde auch des weiblichen Weſens zu bethätigen. Chriſtus durfte ſich nicht im gewöhnlichen Sinne ehelich verbinden, da er die Geſchlechtsloſigkeit des Geiſtes und die heilige Verbindung der beiden Geſchlechter im höchſten Sinne zu verwirk-

lichen hatte, da wo diese im Geiste die Einheit mit Gott und mit sich schon erreicht haben, in der Gemeinde der Heiligen. Christi eheliche Verbindung daher ist die mit der Kirche, weshalb diese denn auch häufig und äußerst sinnvoll mit der Ehe verglichen wird.

Wie wir aber bei den Griechen bemerkten, daß sie in ihrer Plastik den Zug der Weiblichkeit gerne dem Manne ertheilten, so findet sich eine entsprechende Erscheinung auch in der Wirklichkeit des ersten christlichen Lebens, und wurde später in der Kunst von den Malern oft in der größten Vollendung nachgebildet. So hat Johannes, der Evangelist, im Verhältniß zum Täufer, der uns in seiner Person den kräftigsten Mann darstellt, ganz dieses Gepräge einer Vermischung männlicher Reife mit lieblichster Weiblichkeit, daher er denn auch schon annähernd den Gegensatz bezeichnet zu dem Täufer Johannes. Wenn in diesem nämlich die Zukunft prophetisch bereits offenbar wird, so hat der Evangelist noch überall das weibliche Element eines unendlichen, unergründlichen Geheimnisses des Erlebten und in Liebe Gehegten zu seiner Lebensaufgabe. Wenn bei dem Täufer, nach den Aussprüchen zu urtheilen, die wir von ihm haben, die Rede in vollster, schwerster, kürzester Gedrungenheit von der Lippe kommt, so giebt der Evangelist der Tiefe und Fülle seiner Ideen die größte Ausführlichkeit, bleibt jedoch mystisch, und vereinigt in seinen Darstellungen den Anfang des göttlichen, nicht des sinnlichen

Lebens mit dem Ende desselben, den Aufgang mit dem Niedergang. Und so begegnen wir denn auch alsbald einer der schönsten, von der Kunst ausgearbeitetsten, weiblichen Gestalten der christlichen Weltanschauung. Wir meinen Maria Magdalena, die Büßerin, ohne uns hier Zug für Zug an ein bestimmtes Gemälde zu halten.

Es ist besonders in neuester Zeit dem Christenthum häufig der Vorwurf gemacht worden, daß es die Sinnlichkeit in ihrer großen Bedeutung verkenne und zurückstelle. Wer indessen die Grundideen im Auge behält, welche sich im Christenthum offenbaren, der wird sich gerade vom Gegentheil überzeugen müssen. Nur die Schlacke der Sinnlichkeit, nur die Sinnlichkeit, welche keiner Organisirung mehr fähig ist, wird vom Christenthum mißachtet, und, bis sie zu einer neuen Verwandlung gedeiht, weggeworfen, nicht aber die Sinnlichkeit, wiefern sie noch Material oder gar schon organisirtes Material ist. Die Aufgabe jedoch ist überall vom Christenthum gestellt: die Sinnlichkeit soll nicht bloß mineralisch, roh, sie soll nicht einmal bloß flanzenhaft oder thierisch bleiben, sie soll vermenschlicht, ja sie soll Mensch werden, sie soll die höchst mögliche Verklärung durch den Geist erhalten. Und wo wäre denn das Fleisch, die thierische Sinnlichkeit, herrlicher belebt, geistreicher durchleuchtet, triumphirender idealisirt, schöner vermenschlicht worden als in den classischen Werken der Malerei, welche das Christenthum zur Folge hatte? Was die Alten in der Plastik,

im Mineral, in dieſer Hinſicht geleiſtet, das leiſtete die Malerei in der chriſtlichen Zeit mittelſt der Sinnlichkeit der Farbe, ſo zwar, daß in dieſen herrlichen Produkten die Farbenwelt der Blumennatur zu einer neuen Auferſtehung gelangt, zu einer viel vollendeteren, als wir es in der Symbolik der Blumen am Anfange geſehen, und die Geſtalten der chriſtlichen Sphäre durch die Farbe eine Popularität, aber auch eine Verklärung und Vollendung bekommen, die hinter der der Antike nicht im Geringſten zurückbleibt. Die ſchönſte, ſinnreichſte Verklärung des Maſſenhaften und der Finſterniß, eine Verklärung, welche der früher erwähnten Blumen-Symbolik der Natur ganz beſonders entſpricht, iſt wohl die Glasmalerei des Mittelalters, jenes farbige Licht, welches die derbe, finſtre Materie gleichſam entzwei ſcheint, wenigſtens ſie durchſichtig macht, und aus dieſem blauen oder ſchwarzen Aether des Glaſes Sterne und Blumen in himmliſchen Lichtern hervorſcheinen läßt. — Aber auch in einzelnen Menſchengeſtalten verklärt die Malerei des Mittelalters und der ſpäteren chriſtlichen Zeiten das Materielle bis zur höchſten Vollendung. Und eine ſo verklärte Sinnlichkeit, eine ſo durch den Geiſt von der rohen Fleiſchlichkeit der Materie völlig erlöſte Geſtalt iſt — die büßende Magdalena.

Wenn wir in dem Evangeliſten Johannes, in ſeiner Weiblichkeit, erſt den ſich annähernden Gegenſatz zu dem Täufer erblickten, ſo iſt der Gegenſatz hier vollſtändig er-

reicht, in der Büßerin. Ueberhaupt ist diese Magdalena wieder eine Gestalt der reizendsten Contraste, die sich sogar bis in das Heidenthum noch hinein erstrecken; so daß sie an jene Contraste der griechischen Mythologie wieder erinnert. Wie der Täufer Johannes als der verkündende Morgenstern frisch dem Erlöser voraufleuchtet, so ist Magdalena der schwärmerische Abendstern, welcher ihm in Sehnsucht nachzieht, und wie jener erst Buße predigt und Buße fordert, so ist sie, trotz der Stärke ihrer sinnlichen Natur, die wir ihr immer noch ansehen, in Buße, in Reue völlig aufgelöst; kurz — sie ist die Büßerin vor allen, und sie hat in solcher Auflösung nichts an Schönheit verloren, wohl aber unendlich gewonnen. —

Ja, wie wir Magdalena dem Abendstern, der Venus, verglichen, so ist sie auch in mythologischer Beziehung die Venus des Christenthums, welche aber das züchtigste, reinste Seiten- und Gegenstück bildet zu den bekannten Darstellungen der heidnischen Venus. — Magdalene liegt nicht, sie ist nicht in ein träumerisches Nichtsthun versunken, umgaukelt von tausend Phantasieen, welche nach einem irdischen Gegenstande verlangen. Magdalene sitzt vielmehr, sie hat sich vertieft in ein festes, bestimmtes Objekt. Die Bibel liegt vor ihr. Statt des tändelnden Amors erhebt sich ihr gegenüber ein Crucifix, dessen blendendes Alabasterweiß auf dem schwarzen Kreuze die lauterste Unschuld von der schwarzen Nacht des Bösen abhebt,

und an einen Liebesgott gemahnt, den Michael Buonarotti die Kühnheit hatte, den ewigen Amor zu nennen. Und so sehr ist Magdalene die Venus des Christenthums, als auch sie viel geliebt hat und noch liebt, weshalb ihr denn vieles und alles vergeben worden ist. Auch ihre Hände bewegen sich, als wollten sie einen Gegenstand umfassen, aber sie bewegen sich, um sich zu falten. Auch sie badet sich, aber in einem Strome von Thränen, welche ihrer Stirn, ihren Wangen, ihren Lippen, ihrem Halse, ihren Armen, ihren Füßen einen Thau aufnetzen, der der ganzen Gestalt, trotz der üppigsten Fülle der Formen, eine Leichtigkeit, einen Aether ertheilt, der alle Sprödigkeit der Materie aufzehrt. Und wie die heidnische Venus in der vollsten Blüthe der Schönheit dennoch nach Sättigung im Auge eines Mannes unruhig erst sucht, unruhig aber auch, weil sie ihren hinkenden Gemahl in der Nähe fürchtet; so hat die christliche alle Sättigung bereits gefunden, statt der Unruhe mitten in der Reue die Seligkeit, denn sie schaut durch die heilige Schrift in das Auge dessen, der alles siehet, da er das Auge ja geschaffen hat; auch hat sie das Dämonische, welches nach der christlich-poetischen Vorstellung oft als der hinkende Teufel bezeichnet wird, längst überwunden.

Ja, welch' ein Fleisch ist in dieser christlichen Gestalt Magdalenens vom Maler der Natur abgelauscht worden! Ein Fleisch, das von tausend warmen Lebenspulsen überall athmet und zuckt, und dennoch nur Geist sprüht. Das Haar ist nicht wie

bei der heidniſchen Venus ſauber und ſorgſam aufgeneſtelt, ſondern es ſtrömt in unbewußter Natürlichkeit in welligen Lokken zur Seite hinunter, und bildet eine dunkle Folie zu der nimbiſch leuchtenden Geſtalt. Das vibrirende Pulsaderſyſtem theilt ſich ſogar den langen Wimpern noch mit, welche über den geſenkten Augen wie ſcheue Eſpen beben, während auf den Augenliedern in blauen Tinten das zarteſte Marmorgeäder ſich zeichnet wie eine geheimnißvolle Inſchrift, die heiligſte Beſchaulichkeit uns zu deuten. —

Wahrlich, es gäbe eine herrliche Geſtalten-Gruppe, deren erſchöpfende Darſtellung auf ihren Meiſter noch wartet, und die uns den inhaltreichen Umkreis der chriſtlichen Weltanſchauung mit einem Male vergegenwärtigte, wenn uns die erwähnten Charaktere auf einem Gemälde plötzlich entgegenträten. Es wär' ein ſolches Bild, für die im Chriſtenthum gegebene Anerkennung und Weihe des Geſchlechtsunterſchiedes, durch die Harmonie der Geſchlechter bis zur Tilgung alles Unterſchiedes im Geiſt, ein ganz unwiderſtehlicher Beweis. Die beiden äußerſten Geſtalten dieſer Gruppe in aufſteigender Linie wären: Johannes der Täufer und Maria Magdalena, der Prediger der Buße und die ausübende Büßerin, der Mann in ſeiner feſten Energie und das Weib in ihrer aufgelöſten Anmuth. Dann aber erhebt ſich die Darſtellung zu beiden Seiten in Marien, der Mutter Jeſu, und in Johannes, dem Evangeliſten. Maria iſt hier in doppeltem Sinne Mut-

ter. Denn sie ist es in Bezug auf den, der über ihr weilt, und sie ist es in Bezug auf den, der ihr gegenübersteht, und als Sohn ihr von Jesus am Kreuz übergeben worden ist. Und wie in dem Verhältnisse des Sohnes zur Mutter immer jene Zartheit und Weichheit der weiblichen Natur der Grundton ist, so kommt aus dem Evangelisten das Weibliche dem Weiblichen in Marien, der Mutter, entgegen. Und über allen diesen dann Christus in schwebender Gestalt, in jener Glorie des Geistes, in deren reinem Licht kein Unterschied der Geschlechter mehr geschaut wird. —

Nun geht aber in der Geschichte der Einfluß dieser Ideen und Gestalten, die wir so eben gezeichnet haben, sogleich in's Unendliche über, und bringt im Geistlichen wie im Weltlichen eine Wirkung hervor, die sich durch das ganze Mittelalter, sogar bis in unsre Gegenwart noch hinein erstreckt. Ja, indem sich noch andere Elemente hinzugesellen, so entstehen Erscheinungen, die wir als völlig neu für die damalige Zeit ansprechen müssen. Betrachten wir die Weltlichkeit zuerst.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist alsbald außer Zweifel gesetzt — freilich noch nicht im mindesten die relative Gleichberechtigung aller Menschen —. Ja, da die Geschlechter durch Pietät, durch Liebe an einander gebunden sind, so geht von Seiten des Mannes sogar eine Höherstellung des Weibes hervor, wie denn jeder Liebende das Bedürfniß haben wird, den geliebten Gegenstand höher zu stellen, als sich selbst. Die

Galanterie eröffnet ihren glänzenden Reigen. Dame und Ritter begegnen einander in der zarteſten Weiſe — wenn auch von Seiten der Dame noch ſpröde — mit einer Zierlichkeit und Anmuth des Benehmens, die um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als auch die Gravität nicht ausbleibt, und eine Etiquette Sitte wird, welche einen gewiſſen Hofton auf das ganze Ritterthum überträgt. Man ſollte meinen, alles Behagen und vollends die Innigkeit der Liebe wären ſchier unmöglich geweſen in einer Zeit, die ſich von der Kleidung bis zu den Möbeln, bis zu dem Baue der Burgen und Schlöſſer mit lauter Bollwerken und Fallbrücken und Eiſengittern umgab. Und dennoch war, ungeachtet all' dieſes Maſſiven, Steifen, Verſchanzten, die Macht der Minne ſo ſtark, daß ſie wie eine warme Frühlings-Temperatur durch Stein und Eiſen hindurchdrang, daß ſie die Geſchlechter in einen höheren Lebenskreis hineinhob, wozu freilich auch Religion und Poeſie das Ihrige beitrugen, und die Religion vor allem, denn die Galanterie iſt in der Weltlichkeit nur ein fortgeſetzter Mariendienſt. Was aber die Poeſie betrifft, ſo ertheilt ſie der Galanterie der damaligen Zeit darin einen heidniſchen Zug, daß die Dame den Ritter überall, in Turnier und in Abenteuer, in Krieg und in Lebensgefahr, wie eine Muſe, wenigſtens im Geiſte, begleitet; ſo daß der Ritter die Dame erſt allmählich, in langem Dienſt und in ewiger Ausdauer, in die Geliebte, in die Gattin zu verwandeln hofft, deren Bild er ſeinem Herzen eintattowirt,

wie ja die Franzosen, das ritterlichste Volk, besonders die Soldaten es bis auf den heutigen Tag noch lieben, ihren Lieblingsgegenstand dem Arme einzutattowiren.

Und indem wir nun so im Leben des mittelalterlichen Staates die Frauen in der vollsten Anerkennung der Männer sehen, deren beiderseitige, unbegrenzte Verehrung, nach bewährter Treue, als vollendete Gleichstellung beider Geschlechter sich ausweist, da auch die Frau in ihrer Liebe unendlich und zu jeder Aufopferung bereit ist, so dürfte doch das in den Frauen dieser Zeit ein besonders originelles Merkmal sein, daß sie der grenzenlosen Beweglichkeit, ja Ueberspanntheit der Männer eine feste Ruhe, ein schönes Maß, eine vom feinsten, weiblichen Takt eingegebene Zurückhaltung gegenüberstellen. Das Weib dieser Zeit hat im Ganzen genommen einen unerschütterlichen Gleichmuth, der Mann eine leidenschaftliche Fluktuation; das Weib gemahnt in stiller Innerlichkeit an die Sitte des Herdes, des Hauses, der Mann möchte mit ihr in alle Fernen hinausstürmen. Dieses gewährt denn einen Contrast, der zu den schönsten, seelenvollsten Zügen des Mittelalters gehört, worin aber freilich, nach einem tiefen Gesetz der männlichen Natur, die Ursache sich offenbart, daß die Männer nun noch weiter in ihrer Huldigung gehen, was denn wieder die Folge hat, daß in der neuen Zeit die Frauen ihre Herrschaft mißbrauchen, und sogar häufig in das Männliche überspringen.

Bei der großartigen, Herrliches enthüllenden, oft aber

ſo nachtheiligen Schwärmerei, welche das mittlere Zeitalter bei Gelegenheit der Kreuzzüge ergreift, iſt es auch ein wahres Glück, daß die Frauen, wie es der Würde der Herrſcherin ziemt, ſelbſt ruhig ſich verhalten, und den Mann für ſich in die Schranken treten laſſen. Nur hie und da finden ſich Ausnahmen, durch Schwärmerei veranlaßt, wie noch ſpät in der Johanna von Orleans, oder auch, indem die an ſich geſetzten Frauen durch excentriſche Neigungen der Männer übermannt werden, welche dadurch den bereits gerügten Zug romantiſcher Ueberſchwänglichkeit vollends verrathen, daß ſie die kriegeriſche Funktion den Frauen erſt aufdringen. Aber, wie geſagt, immer nur als Ausnahme. Sogar die Ehre, dieſes beſonders liebevoll gehegte Geheimniß des Mittelalters, wird von der Frau wie ein Kleinod im Stillen bewahrt, die Frau iſt die feinſte Kennerin und Richterin über die Aechtheit deſſelben, aber nach Außen hat es der Mann zu vertheidigen, und hat es für ſie zu vertheidigen, daher ſich das Duell ſo häufig an die Dame knüpft. So iſt denn auch im Allgemeinen nichts Mann-Weibliches, nichts Emancipationsſüchtiges im ſchlechten Sinne, zumal den deutſchen Frauen des Mittelalters eigen. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo würde man ohne Zweifel während der Schwärmerei der Kreuzzüge auch noch einen beſonderen Zug von Frauen ausgerüſtet haben, um nach dem Grabe Chriſti und gegen die Muſelmänner zu ziehen, wie man ja ſogar einen Zug von Kindern nach dem heiligen Lande ausgerüſtet hat.

Die Frauen des Mittelalters legen sich das, was bei den Alten die Sitte der Oeffentlichkeit, des Staatslebens heischte, als eine Art heiliger Selbstbestimmung auf: die Zurückgezogenheit. Sie könnten überall mit den Männern sein, aber sie wollen es nicht, aus Scheu, ihrer Würde etwas zu vergeben, ihre Natur in die Unnatur hinauszuzerren. Und dennoch ist die Hingebung, die Treue, wenn sie sich geben darf, grenzenlos, und dennoch besondert sich das Weib nicht für immer, sondern gesellt sich — wenn anders die Kirche sie nicht ruft — dem Manne zu ewigem Bunde, ist ihm unverdrossene Lebensgefährtin in Freud' und in Leid, in dem Höchsten und im Herzergreifendsten.

In der reinsten Vollendung, von dem Lichte der erhabensten Poesie noch verklärt, schauen wir in dieser Zeit das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander in Beatrice und in Dante.

Das Erdenweib wird hier, ächt mittelalterlich, wie es früher schon dem Ritter geworden, auch dem Dichter zur Muse, aber zu einer Muse, die immer noch Weib ist, und die dennoch mit dem Manne über alles bloß Geschlechtliche hinaus zum Geiste emporreift. Wie in der Schrift gesagt wird, daß der Geist alle Tiefen auch die der Gottheit durchdringt, so durchdringen und erreichen auch Beatrice und Dante wenigstens alle Höhen und also die umgekehrte Tiefe des Weltgeheimnisses.

Wie ein erhabener Gebirgskegel erhebt sich dieser Dante vor unserm fast geblendeten Auge. Und wie an einem solchen Gebirg alle Jahreszeiten zu gleicher Zeit sich vorfinden, von der reizenden Idylle eines unaufhörlichen Frühlings bis zu der Schnee- und Eis-Region eines ewigen Winters, so stellt uns jener Dichter, wenn auch zum Theil in umgekehrtem Verhältniß, in seinem Welt-Epos alle Regionen des Geistes zugleich dar. So daß bei ihm unten in der Tiefe, in der Unterweltlichkeit, alle die Feuer sich bergen, welche die Qualen des Gewissens symbolisiren, die mittlere Region in einer gemäßigten Zone des Schmerzes den Uebergang bildet, während oben auf der Höhe jene ewigen Kühlungen alles Erdwehes, jene Seligkeiten wohnen, für welche selbst Dante's Sprache nur lallende Töne erst hat, eine Region, in deren reinem Aether der Dichter selbst nicht zu athmen wüßte, wenn Beatrice ihm zur Seite nicht stünde. Daher denn billig auch Beatricens Haupthaar unter den Sternen des Himmels erglänzen sollte, da sie den Dichter aufwärts in die ewigen Sphären der Seligen geleitet. Wie die Liebe, nach der Lehre der Religion, alles duldet, alles trägt, alles überwindet, so erträgt hier Beatrice, mit ihr der Dichter, auch den Aether, und sie trägt durch den Aether sogar noch hindurch.

Und das ist denn eben das höchst Merkwürdige für diese Zeit in Betreff der Gleichstellung nicht bloß, sondern der Höherstellung des Weibes, daß Dante einer Frau den

Einblick in ſolche Verborgenheiten verdankt. So daß wohl auch ganz beſonders jenes ſpätere, inhaltſchwere Wort Göthe's im zweiten Theile des Fauſt: „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ auf Beatrice'n und Dante'n die treffendſte Anwendung leidet. Wie nun aber Dante, um alle Contraſte durch ſeine Dichtung zu einen, in Beatrice'n für ſeine Zeit den Marien-dienſt der katholiſchen Kirche zu einer neuen Anerkennung bringt, und ſo den Gegenſatz hebt zwiſchen dem Weib und dem Mann, ſo hebt er auch den zwiſchen dem Heidenthum und dem Chri-ſtenthum, indem er das Mythologiſche in das Chriſtliche, in das Pantheon ſeines Gedichtes dreiſt hereinnimmt, und indem er ſich als ſeines zweiten Führers des heidniſchen Dichters Virgils zu erfreuen hat. Vor allem aber in Beatrice'n iſt dieſe Ergänzung aller Gegenſätze im Geiſt, dieſe Vergegen-wärtigung aller Weltzeiten und Welträume von dem entſchie-denſten Erfolg für den Fortſchritt der damaligen Cultur, zu-mal in Betreff der Geſchlechter. Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daß Dante nicht durch Leiden von Seiten der Frau, wie etwa Sokrates durch Xantippe'n, ſondern durch Entzückun-gen höchſter Art im geiſtigen Geleite — denn Beatrice ſtarb ſchon im 25ſten Lebensjahre des Dichters — des lie-benswürdigſten und erhabenſten Weibes, die Läuterung ſeines eigenen Lebens zu finden vermag, (er, der unter andern von der Politik ſeiner Zeit ſo unendlich viel zu leiden hatte); eine Ergänzung der Geſchlechter, eine Gegenſeitigkeit der Huld und

der Zärtlichkeit, der Geisteserziehung zur Aneignung des Höchsten, die wir im Umgange der Geschlechter nicht bloß bei den Alten, sondern häufig erst recht bei den Modernen vermissen.—

Wenn wir nun, wie gezeigt, in Beatrice und in Dante für das Mittelalter die Harmonie der Geschlechter auf's vollendetste herausgestaltet sehen, so ist dieses Verhältniß schon weniger vollendet in einem anderen Gestalten-Paare, welches nicht minder den Reiz der Schönheit in alle Zeiten verkündet, dennoch aber am Unerlaubten krankt, und daher auch, nach dem Tode der Geliebten, beim nachbleibenden Dichter fast in Buße zurückspringt, und sich, wie früher in glühenden Sonetten, jetzt in ernstnachdenklichen Soliloquien ausklagt. Laura und Petrarka heißt dieses Paar. Und zu welch' einer begeisternden Muse war hier auf's Neue des Weibes Anmuth und Schönheit auserkoren! Doch — wir wenden uns der Kirche zu.

Auch die Kirche des Mittelalters hat ihre ganz eigenthümliche Galanterie. Es ist der Marienbienst, und der sich hieran knüpfende Cultus in Betreff anderer heiligen Frauen. Wie der Ritter, wie wir gesehen, die Geliebte seinem Herzen oder seinem Arm' eintattowirt, so stigmatisirt der Mönch (oder die Nonne) in frommer Kasteiung die Heilige in seine Glieder, und es entsteht sehr natürlich aus solcher schwärmerischen Verwundung ein Wundfieber der Liebe, welches so manche Unzurechnungsfähigkeit zur Folge hat. Aber auch dem Lautern, dem wahrhaft Erhebenden begegnen wir in dieser Sphäre.

Der Mariendienst im Katholicismus hat seine ganz eigenthümliche Schönheit, so daß daher geistvolle Menschen, besonders Dichter, auch stets diesen Cultus zu schätzen gewußt. Gleichwohl hat der Mariendienst, in seiner Ausartung, dem römischen Katholicismus durch das Uebergewicht einer gewissen Weiblichkeit eine viel zu starke Passivität aufgedrückt, und so sehr das Weibliche zu einem vorherrschenden Elemente in ihm gemacht, daß zu Zeiten der strengsten Hierarchie Kirche und Staat selbst unter dem Attribute der Frauenherrschaft standen, nämlich unter dem Pantoffel des Papstes. Dies aber führte sehr natürlich große Nachtheile auch für die gleichmäßige Anerkennung der Geschlechter herbei.

Dennoch finden wir auch in der Kirche Frauen und Männer in einem heitern, harmonischen Verkehr mit einander, wenngleich von einseitig kirchlichen Interessen bewegt. So Theodelinden, die Longobardenkönigin, und den Papst Gregor den Ersten, im sechsten Jahrhundert. Aber hier handelte es sich ja auch, wie angedeutet, keineswegs um die Harmonie des Geschlechtlichen und deren Vollendung im Geist. Während der Papst wohl schon manchen goldenen Ring an manchen Bischof verschenkt, erhält die Longobardenkönigin nur die eiserne Krone von Monza, und wenn diese auch von Gold war, so war es doch eben kein — Ring.

Während nun schon in der Abscheidung der Geschlechter in Nonnen und Mönche, die Befreiung und Gleichstellung der

Frauen und Männer um vieles beeinträchtigt wird, so tritt vollends im Cölibat — wenn daſſelbe unter Umſtänden auch allerdings eine hohe und heilige Bedeutung hat — eine entſchiedene Verletzung jenes reinen Verhältniſſes hervor. Da aber das Chriſtenthum, wie wir geſehen, die Ebenbürtigkeit beider Geſchlechter überall zur Vorausſetzung macht, und ſie im Geiſte auch erreicht, ſo war jenes unnatürliche Geſetz des Cölibats viel zu ohnmächtig, als daß es den Sieg des Geiſtes und ſeine Einigung des Geſchlechtlichen hätte verhindern können. Durch ein ganz neues Märtyrerthum, durch Qualen und Wonnen, durch Prüfungen der furchtbarſten Art, durch ein tragiſches und hochnothpeinliches Pathos ſehen wir die Liebe der Geſchlechter ſogar in der Kirche, in den Klöſtern ſich erhalten, und wenn die Liebenden im Sinnlichen auch getrennt werden, im Geiſtigen den Sieg der geſchlechtlichen Gleichſtellung dennoch erringen. Die beiden Geſtalten, welche uns dieſen Kampf der Liebe um den höchſten Preis und unter entſetzlichen Martern vergegenwärtigen, ſind: Abelard und Heloiſe. —

Mitten im Kloſter, auf den kalten Steinen der Kirche, wo unten tief unter Marmor-Quadern in ſchauerlichen Gewölben die Särge der Todten ſich reihen, ſehen wir plötzlich eine Liebe zwiſchen Weib und Mann entbrennen, welche den Zug der Geſchlechter zu einander in den ungeſtümſten Flammen verkündet. Es mochte der ſtumpfe Mönch, welcher Heloiſen in früheſter Jugend den erſten Unterricht im Lateiniſchen ertheilte,

wohl nimmer ahnen, welch' einen Dienst er der künftigen Beredsamkeit zweier Liebenden leiste; welcher Inklination zweier Menschen dieses trockene Deklinations-System einst Sprache geben würde. Und dennoch sollten dieselben Laute, welche dazu bestimmt waren, in Vesper und Ave Maria, in nächtlichen Horen und Vigilien den Ambrosianischen Lobgesang zu artikuliren, sie sollten einst in den zärtlichsten Briefen sich ergießen, sie sollten in feurigen Heroiden und anderen Gedichten dem Geliebten es sagen, wie entzückend und selbst ein Preis Gottes die Liebe der Geschlechter sei.

Ja, sie vergaß es im Andenken an Abelard schon regelmäßig des Nachts, die ewige Lampe am Altare zu versorgen. Sie hatte ja ein anderes Feuer zu hüten, dessen Ewigkeit nicht von Docht und Oel abhing, sondern in den Schlägen ihres eigenen Herzens tief innen die Zeitlosigkeit der Liebe anklingen ließ. Und er? — Er verirrte sich regelmäßig täglich und nächtlich in den Kreuzgängen seines Klosters, in den endlosen Paragraphen, in den einsamen Labyrinthen seiner Scholastik. Er fühlte den Mondschein der Tonsur oben auf seinem Kopf wie einen eiskalten Druck des Wahnes auf sein Gehirn, wenn der wirkliche Mond hoch oben am Himmel lockend in seine Zelle drang, und mit keuschen Liebesstrahlen ihm offenbarte, wie herrlich draußen die Welt sei, wie warm das Leben, wie gottentsprungen die Schönheit, wie Räthsel lösend das Weib, und wie die Geschlechter nimmer zu gedankenloser Abtödtung

ihrer Neigungen berufen seien, sondern zur Ueberwachung derselben, aber auch zur Einigung im Geist. —

Und als nun dennoch die raffinirteste Grausamkeit an ihn herantrat, als man die Liebenden noch unnatürlicher trennte als man sie bis dahin getrennt, hatte man sie wirklich getrennt? — Keineswegs. Ihre Liebe blieb unverletzt. Sie fanden auf dem Marterwege, den ihnen ihre Verfolger zugedacht, und auf den man sie auch hinausstieß, erst recht ihr ungestörtes Asyl in den tiefsten Sympathieen, welche auf geistigem Grunde beruhten.

In Abelard und Heloise begegnet uns zum ersten Mal in dieser großartigen Ausdauer das Verhältniß zwischen Mann und Weib als das des weisesten Lehrers zu der gelehrigsten, sinnigsten Schülerin, unbeschadet ihrer Liebe, ja gerade durch Liebe noch beflügelt. Und man muß es als einen tragisch-erhabenen Witz des Schicksals bezeichnen — wie denn Natur und Geschichte unerschöpflich an solchem Witze sind — daß wie der Geist der letzte Tröster ist in allen Unbilden des Lebens, und wie auch Christus den Seinen den Parakletos (wie es im Griechischen heißt), den Tröster in allen Dingen, nämlich den Geist zurückließ, auch Abelard, als er sich in die wilden Gegenden der Champagne flüchtete, seinen Aufenthalt Paraklet nannte. Und so haben wir denn auch in diesem eigenthümlich gearteten Verhältniß zwischen Abelard und Heloisen einen neuen Beweis für das, was der Grundgedanke unserer ganzen

Entwickelung ist, daß der Unterschied der Geschlechter, dasjenige, was ihren Zug zu einander begründet und beschleunigt, durch den Geist unterhalten und genährt, aber auch durch denselben Geist, und zwar durch Sittlichkeit und andere ideelle Mächte, ausgeglichen und geeinigt wird.

So ist uns zur Charakteristik der geschlechtlichen Verhältnisse des mittleren Zeitalters in einzelnen Paaren, in Dante und Beatricen, in Petrarka und Lauren, in Gregor und Theodelinden, in Abelard und Heloisen ein Auf- und Absteigen, ein theilweises Anklingen und eine volle Harmonie im Geist, zwischen Mann und Weib vor die Seele getreten.

Sehr bedeutungsvoll aber ist zuletzt noch dieses für die damalige Zeit in der Aufhebung der sinnlichen, der materiellen Unterschiede durch *Verwandlung*, daß wir einer solchen Metamorphose und zwar nach oben, das heißt, nach dem Göttlichen hin, auch im Lehrbegriff der katholischen Kirche begegnen, einer Metamorphose, die uns an jene Verwandlung in der Mythologie der Griechen, aber dort erst nach dem Niederen hin, nämlich in das Thierische, Pflanzliche, Mineralische erinnert. *Diese* Metamorphose nach oben des Katholicismus ragt schon in den tiefsinnigen Gestaltenwandel *geistiger* Wesenheiten hinein, nämlich die katholische Lehre von der Transsubstantiation oder die Verwandlung der Materialien des Abendmahls in den Leib und das Blut Christi; so daß dieses katholische Dogma — was auch für die Tilgung des Geschlechtlichen im Geist sehr wichtig

wird — der ſtärkſte, heiligſte Ausdruck und die Löſung iſt für das ſchwere Problem, die ſinnlichen Unterſchiede aufzuheben, um ſie in einer gegenwärtigen Geſtalt als Einheit zu haben.

Indem wir jetzt in die neue Geſchichte übergehen, nähern wir uns mit ſtarken Schritten auch der Löſung unſerer ſpeciellen Aufgabe. Wir werden uns hier verhältnißmäßig kürzer faſſen dürfen, da das Lebensblut der neuen Zeit in unſer Aller Adern umrollt.

Die Freiheit des Geiſtes, die Freiheit des Individuums, wo es durch Evangelium und durch Vernunft berechtigt iſt, dieſes Grundprincip der Reformation wird hoffentlich der Gleichberechtigung der Geſchlechter zu Statten kommen. Aber, auf wie großen Umwegen erſt, die man freilich ſelbſt verſchuldete! Luther findet die Freiheit im Geiſte und durch den Geiſt im Evangelium vor, und verkündet ſie von der Kirche, von der Kanzel aus. Die Wiſſenſchaft und bald auch die Kunſt, wenigſtens in der Wiedergeburt der Poeſie, erſtehen jetzt in nie geahneten Geſtalten, und verkünden durch ſich ſelbſt die Auferſtehung der Freiheit in tauſend Schöpfungen. Völker bluten für die Freiheit und verbluten ſich faſt für ſie, und dennoch? Haben ſie bis dahin erreicht, was ſie für *Alle* erreichen wollten? haben ſie es wenigſtens für den näheren Bezug der beiden Geſchlechter erreicht? Mit nichten! Und zwar deshalb nicht, weil in der neuen Zeit mit Recht viele einſeitige Männer und Frauen eine Selbſtſtändigkeit [illegible] die Freiheit in

dem Grade in sich ertödtete, als sie dieselbe in Anderen nicht wollte aufkommen lassen, und als sie die Freiheit eben nur in die Selbstsucht setzte.

Wir stoßen hier auf ein merkwürdiges Ding, auf ein Ungethüm, welches sich aus dem Mittelalter, ja, wenn man will, aus dem Alterthum noch herschreibt, welches sich aber auch bis in unsre Tage hinein noch fortpflanzt, ob es jetzt gleich in sehr verfeinerter Gestalt existirt. Dieses Ding ist die Leibeigenschaft. Sie ist nicht bloß, wie man gewöhnlich meint, in jener alten Nacht des Feudalwesens vorgekommen, auch die römischen Kaiser übten sie aus an den ersten Christen. Sie ist dann aber vor Allem in dem Inquisitions-Verfahren von Päpsten und weltlichen Fürsten gegen die Protestanten angewendet, und äußerst probat befunden worden. Und so hat sie sich auch geschlechtlich, zumal von dem Manne gegen die Frau, oft in der abscheulichsten Weise geltend gemacht. Zuletzt ist aber auch das noch als Leibeigenschaft zu bezeichnen, was besonders unter den Modernen, welche den Geist und deshalb auch den Leib in deren Würde am wenigsten Preis geben dürften, als ein Mangel an umfassender Vernunft, als der Trug eines sophistischen Verstandes erkannt werden muß, nämlich der Wahn, daß das Individuum berechtigt sei, den eigenen Leib als ein Spiel willkürlichen Genusses zu betrachten, um, wenn dieser verwirklicht worden, aus eigener Machtvollkommenheit dem Geist und der Natur den Lebensdienst aufzu-

kündigen und den Leib fortzuwerfen. Dieser moderne Wahn, welcher viel mehr auf Schwäche des Verstandes, denn auf Bösartigkeit des Herzens beruht, und die Folgen nicht ahnt, hat der freien Stellung der Geschlechter zu einander mehr Abbruch gethan, und auf das Leben in der Oeffentlichkeit entnervender gewirkt als alles andere.

Die Ueberschwänglichkeit in der Huldigung der Frauen von Seiten der Männer, welche wir im Mittelalter kennen gelernt, äußert sich später zunächst darin, daß die Frauen aus ihrem früheren Gleichmaß, aus ihrer schönen Anspruchslosigkeit oft völlig hinausgehen. So wird die Harmonie der Geschlechter auch durch die Frauen noch mehr unterbrochen, als es schon durch die Männer bewirkt worden. Der Contrast zwischen der weiblichen und männlichen Natur, ja der Contrast unter den Frauen selbst, wird dadurch noch erhöht, aber er erhält schon etwas Unnatürliches, etwas Unschönes, etwas Bizarres. So begegnen wir denn in der neuen Zeit, bis in die neueste hinein, besonders zahlreich jenen mannweiblichen Gestalten, die oft durch das Weitumfassende, durch das Schöpferische ihres Geistes in Erstaunen setzen, die aber dennoch unserm Tadel nicht entgehen, da sie das naturgemäße Verhältniß, welches unter den Geschlechtern durch den Geist zwar ausgeglichen, aber selbst auch erhalten und verklärt werden soll, völlig verschieben, und statt der Freiheit im Handeln nur die Willkür offenbaren.

Dasjenige Gebiet, auf dem die Contraste spielen, gewinnt jetzt aber eine besonders große Erweiterung durch den Katholicismus und Protestantismus auch in Betreff der Geschlechter. Dieser Einfluß des Confessionellen erstreckt sich auf das Geistige wie auf das Sinnliche, bis auf die Physiognomie und das Colorit der Gestalten hin, und wird wieder vielfach nüancirt durch nationale und klimatische Unterschiede, wie sich denn von jetzt ab der Gegensatz von Süd- und Nord-Deutschland auf's Stärkste geltend zu machen weiß. Das Inkarnat der Maler hat der Wirklichkeit gemäß den Gegensatz, namentlich des Confessionellen, oft auf's Treueste wiedergegeben.

Das weibliche und männliche Fleisch des Katholicismus, wie es als Sinnliches das Ideelle offenbart, ist ein wesentlich anderes als das des Protestantismus oder das der Pietisten oder der Herrnhuter. — Das Fleisch des Katholicismus ist im Allgemeinen blühend, weich, nach außen vortretend, und hat in Frauen wie Männern den Ausdruck einer oft geistreichen Gelassenheit, eines lieblichen Stilllebens, welches den Geist in die Ruhe der Beschauung versenkt, oder ihn, wenn draußen die Leidenschaften ausgetobt haben, auch wohl in eine weltliche Klugheit concentrirt, die sich oft wieder seltsam mit einer gewissen Einfalt vereint, und sich zumal seitwärts am Kopf, in dem Zusammengedrücktsein der Schläfe, in einem harten Oval des Oberschädels charakterisirt, wie im Jesuitismus und in Mönchen und Nonnen überhaupt. Höchst merkwürdig ist, wie sich

dieſe katholiſche Beimiſchung ſelbſt da, wo das Romaniſche in ſtärkſter Weltlichkeit hervortritt, immer noch erkennen läßt. So hat Napoleon auf den beſten Gemälden, die ihn uns aus ſeiner frühſten Zeit vorführen, in der Phyſiognomie, beſonders nach dem gedrungenen, fleiſchigen, ſtark gerötheten Halſe zu, etwas durchaus Klerikaliſches. Es fehlte ihm allein Tonſur und Corpulenz, und er wäre der artigſte, contemplativſte Mönch von der Welt. Und könnte Napoleon nicht wirklich auch geiſtliche Studien im Geheimen gemacht haben, um den heiligen Vater mit gleichen Waffen zu bekämpfen? Herr von Talleyrand wäre neben Napoleon, dem Welt überwindenden Mönch, der ſchlaueſte, verſchmitzteſte Weltprieſter; wie er es ja geweſen. — So geht, freilich in ganz anderer Ausdrucksweiſe, ein ſtehender Zug des klerikaliſchen Elements durch die ganze Genealogie des Oeſterreichiſchen Herrſcherhauſes, der vorzüglich in den Männern, ſogar in dem aufklärenden Joſeph, aber auch in den Frauen, wie in Maria Thereſia, deutlich hervortritt. — Das Fleiſch des Proteſtantismus iſt zart, feſt, nach innen zurücktretend und abgeblüht, aber es ſetzt überall ſchon geiſtige Frucht an, die innen oft mächtig treibt, ja es ſpricht die Fülle der Reife bereits aus, ſo daß ſtatt der bloß geiſtreichen Gelaſſenheit und weltlichen Klugheit hier eine ganze Stufenleiter geiſtreicher Erregtheit und ſchöpferiſcher Lebendigkeit, nicht im taſtbaren Fleiſch, ſondern in einer reinen Ideal-Form, plaſtiſch ſich ausprägt. — Im Pietismus, und zwar bald nach Spener,

ist das Fleisch der Frauen und Männer bleich, ohne alle Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, es hat seine Durchsichtigkeit verloren, als sollte es dem inneren Menschen ein Hinderniß werden, daß er in die Herrlichkeit der Welt und der Ideen hineinschaue. — Bei den Herrnhutern endlich ist das Fleisch abgehärmt, verweint, von Thränen verwittert, wie auch Statuen oft verkommen und verwittern, wenn sie der Nässe ausgesetzt werden. — Führen wir uns jetzt einige Gestalten verschiedener Nationalitäten vor.

Ein ächt protestantischer Charakter, durch brittische Nationaleigenheit und Energie modificirt, begegnet uns in Elisabeth von England. Hier haben wir schon das ächte Mann-Weib. Und doch dürfte es nicht leicht zu entscheiden sein, wo das Männliche in ihr aufhört, und das Weibliche beginnt. Diese gebieterische Verständigkeit und Härte des Verfahrens, dieses eminente Talent der Aneignung, bis auf die alten Sprachen und die Masse der Gelehrsamkeit, dieses ehrgeizige Verweilen in der Einsamkeit, um anhaltende Studien zu machen, große Regierungspläne zu schmieden, vielleicht noch mehr, sich vermissen zu lassen, dieses thatenvolle, großherrscherische, siegreiche Eingreifen in die Welt politischer Ereignisse und endlich, diese standhafte Abneigung gegen die Verheirathung, diese öffentlich nie wankende Entscheidung bis zur Vollstreckung des Todesurtheils und noch drüber hinaus zeigen uns in Elisabeth ohne Zweifel den Mann, der unter Männern

noch der stärksten einer wäre. Und dennoch? — betreffen wir Elisabeth im Privaten ihres Herzens nicht fast auf einem Spiel mit Leidenschaften für Männer? mit Intriguen und Ränken für oder wider ihre still gehegten und dann schnell wieder abgewiesenen Lieblinge? erbebt sie nicht selbst davor, indem sie es sich gesteht? aber — sie gesteht es sich doch, und schon erkennen wir sie als Weib. Doch sie scheint es auch nie bei sich selbst, wenn sie mit sich allein war, versäumt zu haben, sich zu fragen, wie ihre etwaige Schönheit und Liebenswürdigkeit sich wohl ausnähme in Vergleich mit einer anderen, ach, vielleicht mit einer weicheren, weiblicheren, entzückenderen und dennoch ebenbürtigen. Und vielleicht noch im Spiegel jenes entsetzlichen Beiles sogar, welches Marien das edle Haupt vor die Füße legt, selbst in diesem furchtbaren Spiegel hat Elisabeth noch eine Sekunde Zeit, ihr eigenes Bild zu sehen, und es mit dem reizenderen Mariens zu vergleichen. Und nun ihre Nerven? und nun ihre Herzens- und Gewissens-Schläge? Sie scheint Weib und Engländerin genug gewesen zu sein, um alle Zartheiten innigster Empfindung, aber auch alle thränenvolle Schwermuth eines sensitiven, weiblichen Gemüths durchgemacht zu haben, und das edle Weib gestand ihrer Natur und ihrem Geschlecht gerne zu, was die Herrscherin ihrer Nation und der Welt nie zugestehen durfte. Und so vereinigen sich in dieser Elisabeth, in ihrer hellen, kalten Verständigkeit nach außen hin, die schärfsten Contraste, schon ge-

gen Philipp, vor allen aber gegen Maria Stuart. Nie hätte die proteſtantiſch-politiſche Ueberwachung, mit der Eliſabeth ſich ſelbſt behütete, es zugelaſſen, daß ſie ſo ſchwärmeriſche, ſo katholiſch-weiche Monologen hätte halten können, wie ſie Marien dem Geiſte nach Schiller keineswegs angedichtet hat. Aber auch gegen ihre Lieblinge, oder gegen diejenigen, die es doch ſonſt geweſen waren, ließ Eliſabeth dem Contraſt einen ſo freien, mannweiblichen Spielraum, daß ſie hier förmlich wie ein beleidigter Privatmann handelte, während ſie doch ein Weib und noch dazu eine Königin war.

Wenn wir nämlich früher, als wir das Weibliche in den Blumen und die Blumennatur in dem Weiblichen betrachteten, die Frauen eine ſo bedeutende Stellung im Geſchmacksurtheil einnehmen ſahen; wenn wir es ſo ſinnig fanden, daß ein weibliches Weſen dem verdienſtvollen Manne die Blume zum Preiſe darreicht, ſo war jene berühmte Ohrfeige, welche Eliſabeth von England dem Grafen von Eſſex gab, allerdings eine ſehr unweibliche Preisvertheilung an einen Mann, und noch dazu von der Hand einer Königin. Und dennoch drückt gerade dieſe Ohrfeige, welche die Hand einer Frau giebt, die ſonſt keinem Manne ihre Hand giebt, dieſe Ohrfeige, welche ohne Zweifel eine feurige Röthe an der Backe Sr. Hoheit zurückließ, und ihnen wohl gar eine Roſe am Kopfe zuzog, den reſoluten, den feurig-proteſtantiſchen Charakter Eliſabeths mehr aus, als ihn die ſchönſte Roſe am Knopfe des Grafen ausge-

drückt haben würde. So daß wir in dieſer Ohrfeige Eliſabeths gleichſam eine Blumen-Symbolik jener früher erwähnten drei Punkte finden: die Ausübung der fühlbarſten Leibeigenſchaft, die mannweiblichſte Energie, den handgreiflichſten Proteſtantismus. —

Die Einſamkeit einer Frau auf dem Thron, wenn dieſe keinen Gemahl ſich zur Seite hat, muß oft grauenvoll ſein, und in des Weibes Bruſt die Welt zu einer Oede um ſich und über ſich ausdehnen, welche das Entſetzen hervorruft. Und zwar um ſo mehr, je energiſcher und geiſtvoller die Frau iſt. Denn ſo tief liegt das Bedürfniß der Anſchmiegung an den Mann in der weiblichen Natur, daß es auch der ſtärkſte, mannweibliche Charakter nicht ganz verläugnet, indem er nie ganz bei ſich aushält. Es iſt ein gewiſſes Etwas in den edleren Frauen, welches, ungeachtet aller angeborenen Herrſchſucht, dennoch nicht Mann, nicht Haupt, nicht höchſte Autorität ſein will, und, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, mit dem Schickſale darüber grollt. Und nun gar noch in einem Reiche als Weib das être suprême ſein? Gewiß, es ſchmeichelt der Eitelkeit, dem Ehrgeize des Weibes, aber dennoch vergiebt ſie es dem Schickſale nimmer!

Dies iſt zu beachten, um einen der geiſtreichſten aber auch ſchroffſten mannweiblichen Charaktere, vielleicht den eigenſinnigſten, ſtreng aber auch gerecht zu beurtheilen; ich meine Chriſtine von Schweden. Ein tief tragiſcher Zug geht

durch ihr ganzes Leben. Sie würde in einer anderen Stellung mit ihrem Geiste ganz anders noch vorgeleuchtet haben, aber nun soll sie regieren, und sie will es doch nicht, nun soll sie sich vermählen, und es widert sie doch an, und — aus Verzweiflung über ihr Schicksal umgiebt sie sich statt mit Portefeuille's mit einer altfränkischen Garderobe gelehrter Allongenperrücken, statt einen weltlich Ebenbürtigen zu heirathen, vermählt sie sich mit der Kirche, heirathet sie gar den Papst, das heißt: sie wird katholisch.

Wie Ludwig XIV. sich außer den Männern mit geistreichen Frauen umgab, und die Vielweiberei der Geistreichigkeit außer der Liebe ohne Liebe noch liebte, so umgab sich Christine mit gelehrten Männern, und bildete um sich eine Vielmännerei derselben eiteln Geistreichigkeit ohne Liebe. Aber, welche Nemesis sollte Christinen verfolgen! Auch hier wieder jener ironievolle Witz des Schicksals in der Geschichte, wie wir bereits darauf hingewiesen haben. Ein einfacher Stuhl sollte im Leben Christinens dämonisch werden. Wenn sie nämlich von einem jener ehrwürdigen Philologen an ihrem Hofe zu sagen pflegte, er wisse zwar in jeder Sprache den Stuhl zu benennen, aber sich auf keinen mit Geschick zu setzen, so sollte Christine zeitlebens an diesen fatalen Stuhl denken. Denn indem sie sich dem Stuhle des Papstes zuwandte, indem sie katholisch wurde, so setzte ihr — wie man zu sagen pflegt, jemanden den Stuhl vor die Thüre setzen — die Hand des

Schickſals jetzt wirklich den Stuhl des Papſtes vor die Thüre ihres eigenen Hauſes, ihres Landes, indem ihr Volk ſie, die katholiſch gewordene, nicht mehr in das Reich zurückkehren ließ.

Und welchen Contraſt bildet dieſe mannweibliche Chriſtine mit ihrem Katholicismus nun gar zu ihrem Vorgänger Guſtav Adolph, dem Retter und Ritter des Proteſtantismus! Welch' ein milder Geiſt zarteſter Frömmigkeit geht mit ritterlicher Tapferkeit Hand in Hand durch Guſtavs ganzes Leben! So daß wir glauben könnten, dieſe ganze, weiche Seele Guſtavs habe ſich nach einem proteſtantiſchen Geſangbuch mit deſſen heiligem Sonntags-Athem, mit deſſen ſchwärmeriſcher Wundentheologie und den ſüßtändelnden Reim-Spielen gebildet, während ſich in Chriſtinen eine harte, unterhaltungsſüchtige Eitelkeit durch ſo viele Jahre hindurchzerrt; ſo daß, indem ſie immer nach neuen Büchern haſcht, nach neuen Kunſtſchätzen geizt, auch nach Italien ihr Gelüſten durchſetzt, ſie doch endlich nur im Schaugepränge einer Convertitin ihre Befriedigung findet, und ſie dennoch nicht findet. Und gedenken wir nun noch gar der Unthat, welche ſie an Monaldeſchi'n üben läßt, ſo ſteht auch ihre letzte Stunde in einem tragiſchen Gegenſatz zu dem tapfern, frommen Tode Guſtavs; beide ſterben in der Fremde, er aber auf dem Felde des Ruhmes, geſegnet von allen proteſtantiſchen Völkern, ſie im Exil, nicht geachtet, verfolgt, verwünſcht, ſelbſt von katholiſchen Völkern, gehaßt von ihrer eigenen Nation. Und ſo finden wir auch bei Chriſtine'n die

Vereinigung jenes Dreifachen, schon bei Elisabeth Erwähnten, nur bei der Schwedenkönigin statt Energie mannweibliche Unnatur, statt des Protestantismus einen herbeigequälten Katholicismus, endlich statt der bloßen Leibeigenschaft einer Ohrfeige — denn Mariens Hinrichtung hat einen ganz anderen Charakter — den Ausbruch einer Leibeigenschaft bis zur Grausamkeit, die Hinrichtung Monaldeschi's. — —

Aber welch' einem unüberſehlichen Gewirre des Lebens, welchem orgiſchen Rauſch der Genußſucht, der Eitelkeit, der Leidenſchaften, des wildeſten Frauen- und Männerverkehrs begegnen wir in Frankreich! Es iſt eine durch Jahrhunderte hindurch fortgeſetzte Redoute, die mit einem unerhörten Aufwande von Geiſt ausgeführt wird, aber auch die Sittlichkeit zum Ruin bringt, und nur mit dem Leben und Wohl, mit dem Marke einer ganzen Nation ihre Koſten beſtreitet. Wir wollen aus dieſem glänzenden aber geiſterhaften Nachtſtück nur eine alte Cokette und eine Epiſode der Frivolität herausſtellen.. —

Man muß nur erſt eine Welt *begreifen*, oder man muß ſich, noch mehr als das, mit *Phantaſie* in die Phantaſie einer Welt hinein verſetzen, und man wird ihre Endlichkeit einſehen, und man wird über das, worin ſie beſchränkt war, völlig hinweggehoben. Das gilt denn auch von jener Welt der Franzoſen, während der Herrſchaft Ludwigs XIV. und ſeines Nachfolgers, bis zur Revolution und noch drüber hinaus, einer Welt, in der Frauen und Männer von Geiſt eine ſo außer-

ordentliche Rolle spielten. Die Franzosen der damaligen Zeit hatten viel mehr rhetorisches Pathos als Dichtkunst, viel mehr Scharfsinn als Denkkraft, viel mehr Einbildung als Phantasie, und dennoch hatten sie eine ganz aparte, eine erstaunenswerthe, eine Conversations-, eine Stuben-Phantasie, welche die Religion und die Weltweisheit, welche die Kunst und die Politik zu verflachen, aber mit Geist zu verflachen wußte, eine Phantasie, welche die Frauen und Männer der damaligen Zeit im Wechselspiel der grellsten Contraste völlig erklärlich macht.

Wir begegnen auf unserer Wanderung zuerst einer der angebetetsten Gestalten des schönen Frankreich, Ninon de Lenclos. Auch in ihrem Leben häufen sich die Contraste der weiblichen und männlichen Natur, ja die Contraste von Ninon's eigenen Liebhabereien und dem Geschmacke der übrigen Welt, und es gehen diese Gegensätze in Ninon bis zu einem animalischen Extreme des Geschmacks fort, sogar in der Liebe, im Schönheitssinne. Ninon macht bekanntlich noch im 80. Jahre einen jungen Mann in sich verliebt, und wenn sie ihn selbst auch nicht liebt, so hegt und pflegt die geistreiche, geschmackvolle Toilettenkünstlerin doch statt seiner ein kleines, grunzendes, vierfüßiges Geschöpf, welches sie stets mit sich nimmt, wie andere ihr Schoßhündchen mit sich führen. So könnte uns diese Alte, die im Alter immer noch liebenswürdig und reizend ist, wie eine moderne Kirke erscheinen, indem sie die Männer ihrer Zeit wegen Untreue und Sinnlichkeit in

Thiere verwandelt, und so steckte denn in jenem borstigen Lieblinge Ninon's vielleicht irgend ein französischer Abbé oder Ludwigsritter oder gar ein Freigeist, der eine so erniedrigende Seelenwanderung, und also doch Unsterblichkeit, da er doch nicht an Unsterblichkeit glaubte, wohl nimmer für möglich gehalten hätte. Mögen sich die starken Geister aller Zeiten in Acht nehmen!

Aber — um wieder auf jene allerliebste Conversations-Phantasie der damaligen Franzosen zu kommen — man wußte sich so artig zu beschränken, man wußte sich so erfinderisch aus der Weltstadt eine Welt, aus dem Hofe und dem Fürsten einen Himmel, einen Gott zu bereiten, daß man leicht über die Frage hinweghüpfte, ob es noch einen höheren Beruf der Geschlechter, ob es noch einen anderen Himmel und einen anderen Gott gäbe, als den der höchsten, weltlichen Kreise. Und dennoch war der Anfang wie das Ende eines solchen Frauen- wie Männerlebens oft eben so trist als bigot, oft eben so verwaist als trostlos. — —

Mademoiselle wird geboren in sehr exklusiver Umgebung. Alles ist hier ausgesucht, alles ist hier glänzend, bis auf die niedrigste Bedienung, bis auf das einfachste Möbel; alles athmet hier einen gewissen königlichen Parfüm, und doch macht es sich, als wäre es an diesem Orte nicht recht einheimisch, als wäre es nur für den Augenblick vom Hofe herübergeschickt worden, um dem jungen Ankömmlinge die Honneurs darzubringen.

In dieser Geburtsstunde ist alles so abweichend von je-

der anderen, ſo daß man nicht einmal ſagen kann — wie man doch zu ſagen pflegt — dieſes Kind hier erblicke das Licht der Welt. Denn es iſt in dieſer Umgebung alles und jedes künſtlich, auch das Licht, welches die Zimmer erhellt, und ſo ſieht denn dieſes Kind in der That nichts vom Lichte der Sonne, denn es ſind auch in dem alten Paris die Häuſer ſehr hoch, und der Himmel — faſt allegoriſch — iſt verbaut, denn man braucht ihn ja nicht.

Aber ſchon wird Mademoiſelle von der Mutter entfernt, und den kirchlichen Ceremonien in aller Strenge übergeben. Doch auch nach der Handlung der Taufe bleibt Mademoiſelle von der Mutter entfernt, und wird in eine Penſion gethan, von einer Bonne genährt und erzogen. Wie bequem, wie behaglich für eine Mutter, ihr Kind einer Bonne zu überlaſſen, und unterdeß geiſtreich zu ſein! — Und mit jedem Jahre wird es einſamer und triſter um Mademoiſelle. Mademoiſelle kommt in ein Kloſter. Man unterrichtet ſie in den Wiſſenſchaften, in den Künſten, aber auch in der katholiſchen Religion. Natürlich mit viel Bigotterie, mit etwas mehr Jeſuitismus, am meiſten mit atheiſtiſchen Grundſätzen; ſo daß ſich in Mademoiſelle zwar das Verlangen nach Religion einfindet, aber ſehr bald auch der Widerwille gegen alle Religion, die Heuchelei, die weltliche Klugheit, die Selbſtgenugſamkeit eines praktiſchen Urtheilsvermögens. Iſt ſolch fein angelegter Erziehungs-Plan etwa vom Hofe ausdrücklich beliebt worden? —

Aber — Mademoiselle soll in die Welt. Mademoiselle hat glänzende Anlagen, sie hat viel natürlichen Verstand, sie hat Mutterwitz, sie hat seltene Gewandtheit, sie hat schon complete Tournüre, doch sie verräth, sehr beachtenswerth, eine gewisse Neigung zum Nachdenken, sogar zur Melancholie. Eine Französin zur Melancholie! Aber Mademoiselle verspricht ja vor allem schön, reizend zu werden. Mademoiselle muß in die Welt, aber vorher in ein weltliches Pensionat. Hier ist die Kunst zu glänzen, in der Welt zu glänzen, die Aufgabe alles wissenschaftlichen und künstlerischen Unterrichts. Religion ist gar kein Gegenstand mehr. Aber ein verwünschter Abbé geht dennoch hier aus und ein, und, obwohl selbst in alle Geheimnisse des feineren Weltumganges geweiht, erzählt er Mademoiselle dennoch eines Tages — da Physik Hauptunterricht ist — außer den Cartesianischen Teufelchen etwas von den bekannten Wirbeln desselben Philosophen. Aus den Teufelchen wird zuletzt der Teufel, und hier hat offenbar der Teufel sein Spiel. Der Wirbel des Cartesius steigt Mademoiselle zu Kopf, indem der Wirbel den Wirbel anzieht, und seitdem fragt Mademoiselle unaufhörlich nach den Wirbeln der Welt. Man kommt noch gerade zu rechter Zeit, um größeres Unheil für Mademoiselle abzuwenden, auf einen guten Gedanken. Man bearbeitet ihr Wissenwollen um die letzten Ursachen der Welt mit einiger — Experimentalphysik. Fürwahr ein ganz neues Experiment! Man legt Mademoiselle auf den Wir-

bei der Metaphysik eine Eisblase der praktischen Physik. Ja, die Physik der Marquise du Chatelet thut hier auch, wie es scheint, Wunder. Mademoiselle ist nicht mehr überspannt, sie wird vielmehr äußerst gesetzt, Mademoiselle läßt ab von allem Grübeln, sie wird in der Conversation immer geistreicher, allerliebster, hinreißender, Mademoiselle entwickelt sich zur üppigsten Blüthe der Schönheit, Mademoiselle kommt zu Hofe. — Ah! welche Carriere!

Hier steigt Mademoiselle von Cirkel zu Cirkel. Die Dichter, die Weltweisen, die Abbe's, die Ludwigsritter, die Officiere, die geistreichsten, ränkevollsten Frauen drängen sich aus Witz- und Neubegierde um Mademoiselle. Man ist von ihrer Anmuth, von ihren Bonmot's, von ihrem feinsten Weltton entzückt; man will es von weiblicher Seite nicht sein, man muß es wohl sein, da Mademoiselle eben hinreißt. Dafür beschließt man aber auch, sich zu rächen, sie nicht höher steigen zu lassen.

Und doch hat der Fürst von Mademoiselle bereits Kunde erhalten. Sein Wille ist Allmacht. Mademoiselle erscheint heute Abend in des Fürsten ausgesuchtestem Cirkel. Sie blendet aller Augen durch ihre Schönheit, sie bezaubert aller Ohren durch ihr Französisch. Sie imponirt sogar dem Fürsten wie keine noch. Aber — sie verwundet ihn auch. Er zeichnet sie in sein Herz. Er zieht sie in das allerliebste Boudoir einer Fenstervertiefung, in ein Zwiegespräch. Er will in ihr ganzes Leben eingeweiht sein. Mademoiselle erzählt mit Grazie, aber

auch mit aller Aufrichtigkeit, aber auch mit aller Naivität. Ihre Stimme wird musikalisch. Mademoiselle kommt endlich — worauf? auf die Carteſianiſchen Wirbel. Ihre Stimme zittert. Mademoiselle verfällt in eine tiefe Melancholie, ſie bekommt faſt Krämpfe, ſie bekennt Majeſtät in gebrochenen Lauten ihre Zweifel, ihre Beängſtigungen, trotz der Phyſik der Marquiſe du Chatelet und trotz des letzten Balles, den ſie bei Frau von Dubarry zur Zerſtreuung noch mitgemacht. Mademoiselle geſteht, daß ſie oft ein Bangen habe nach den letzten Urſachen der Welt. — — Der Fürſt, noch nie in Verlegenheit, jetzt iſt er es. Der Fürſt war vielleicht noch nie von einer metaphyſiſchen Hand, und noch dazu von der einer Dame, berührt worden. Unmögliche Berührung in dem damaligen Frankreich. Jetzt wird er es! Er erbebt im Innerſten. Faſt gemahnt ihn jetzt wirklich die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, da — ſeltſam — von einer Dame, bei Hofe, nach den letzten Dingen gefragt wird. Aber die Schönheit des Weibes vor ihm lockt ſtärker, und doch — ein ſolch metaphyſiſcher Wurm in der Roſe dieſer Schönheit? — Er, der von Liebe Verwundete verſpricht Hülfe, verſpricht Aufſchluß. — Liebliche Schwätzerin, ſagt der Fürſt, vom Wirbel des Carteſius ſelbſt verwirrt, ſüße Thörin, Mademoiselle, Eure Angſt iſt zu heben! — Nie war ein ſeltſameres Phänomen in den Sälen von Verſailles beſprochen worden. —

Die Majeſtät hält Wort, die Majeſtät hält Rath, wie

ſie ihn noch nie gehalten. Und die Abbé's und die alten und die jungen Profeſſoren und die Doktoren der Sorbonne und die Phyſiker und die Weltweiſen drängen ſich um den Fürſten. Welches Mittel iſt hier anzuwenden, um den ſeltſamſten aller Skrupel in einer ſo artigen Schönheit zu tilgen? ſie der Welt, ſie den Geiſtern des Frohſinns, ſie den Genüſſen wiederzugeben? Endlich iſt Hülfe da, ächt franzöſiſche Hülfe. Das système de la nature! Mademoiſelle, Ihr ſollt das système de la nature leſen! Mademoiſelle, Ihr ſollt eine instruction in dem système de la nature nehmen! — Und alſo geſchieht es. Und die franzöſiſche Natur in der gelehrigen Schülerin ſiegt über das tiefere, ſehnſüchtiger angelegte Weib.

Mademoiſelle iſt bei Hofe. Sie iſt wieder im geheimſten Cirkel des Fürſten. Sie iſt heiter, iſt hinreißend wie ſonſt. Mademoiſelle hat um die Gnade gebeten, heute ein Automat vorzeigen zu dürfen, welches ſie ſelbſt aus Pappe verfertigt. Sie ſitzt gar artig auf einer goldenen Tribüne, ja, ſie liegt mehr, als ſie ſitzt, auf prächtiger Ottomane, im Nu in eine orientaliſche Zauberin verwandelt. Mademoiſelle hat einen magiſchen Kreis um ſich gezogen. Sie enthüllt aus ihrem Shawl eine graue, unförmliche, chaotiſche Maſſe, aus der unſcheinbare Pünktchen wie Funken ſich ablöſen. Ein goldener Regen von Atomen ſprüht umher, und ballt ſich zur Welt und zu Welten. Maſſen gehen aus Maſſen, Sphären aus Sphären hervor, Planeten aus Sonnen, Monden aus Planeten, Kometen fahren mit

langen Schweifen dazwiſchen, und Nebel um Nebel glühen zu neuen Welten auf, und die Erde beblümt ſich, und die Erde bevölkert ſich. Mademoiſelle hat aus dem système de la nature gelernt, wie alles ſich ſelbſt geſchaffen habe, ja, wie ein Jeder die Welt ſchaffen könne. Was bedarf es noch eines Gottes? le monde, c'est moi, zwar nicht pantheiſtiſch, aber doch egoiſtiſch. Mademoiſelle hat jetzt das Syſtem der Welt werdenden Atome in der Hand wie ſonſt einen Strick-Strumpf. Mademoiſelle entwirrt den unförmlichen Knäuel des Chaos zu einem funkelnden Sternen-Reigen, zu einem glänzenden Welt-Netz, und keine Maſche verliert ſie. Mademoiſelle ſetzt das système de la nature in Scene, ja ſie ſitzt als artige Schöpferin jetzt aufrecht, die kleine Frivole, und unter dem Schemel ihrer kleinen Füße drehen ſich die Sonnen und die Planeten, die Monden und die Erden, die ſie ſo eben geſchaffen, in den ungeheuern Räumen des Firmaments, wenigſtens des Fürſtenhofes. Mademoiſelle ſingt einen ergreifenden Geſang, nach dem ſich die himmliſchen Körper wie nach Caſtagnetten bewegen. Sie ſingt den Sphärengeſang. Aber alles iſt jetzt verſchwunden. — Und Mademoiſelle erhebt ſich. Und ſie ſchwebt hernieder, und ſie befindet ſich mitten im Wirbel der Welt, im Wirbel des Hofes, und ſie tanzt, aufgelöſt in bacchantiſche Luſt vom Wirbel bis zum Fuße, den Wirbel der Atome, den Wirbel der Weltſchöpfung. Sie tanzt das système de la nature. So offenbart ſie dem Fürſten ihre

Bekehrung, ihre Heilung, ihren Dank. Der Fürst ist ganz hin. Mademoiselle wird seine Gattin, seine Göttin, sein Gott. So verhängnißvoll wird jener Wirbel des Carteſius im Kloſter für Mademoiſells Leben, und — entſcheidet ihr Glück, um das Tauſende ſie beneidet haben. —

Beneiden wir ſie nicht. Bedauern wir ſie vielmehr und ihr, in vielem ſo intereſſantes, in der Hauptſache ſo flaches Zeitalter. Mademoiſelle hat des Fürſten Liebe. Sie wird Ducheſſe. Ihre Hoheit werden ſehr frivol, mit vielem Witze frivol. Und dennoch iſt neben vielem Vergänglichen auch der Rauſch jener Liebe vergänglich, und ſie bringt einen Segen, der für Ducheſſe keiner iſt. —

Wir finden Ducheſſe nach einiger Zeit in einem ähnlichen Schickſal, wie ihre Mutter, da Mademoiſelle nicht das Licht der Welt, ſondern nur das der Candelaber erblickten. Aber jetzt haben Ducheſſe ihre Rolle auch ausgeſpielt. Sie ſind, was man bei Hofe ſo nennt, abgethan, ein für alle-Mal abgethan. Sie gehen jetzt in das einſame Stifts-Penſionat der heiligen Kirche, in das große Invalidenhaus der Kleriker, in die ſtille Katakombe lebender Mumien, in's Kloſter, und an die Stelle des Carteſianiſchen Teufels und Wirbels und des système de la nature tritt jetzt der wirkliche Teufel, der Wirbel der Bigotterie und des heuchleriſchen Betſchweſterthums, das Syſtem der ſtrengen Faſten und anderer Gelübde.

War dieſes das würdige Schickſal eines weiblichen We-

sens, welches freilich auch ohne den Wirbel des Carteſius, vor allem aber ohne das système de la nature und ohne eine ſo lüſterne, im Geiſtreichen bereitelte Weltperiode zur ſchönſten Harmonie mit ihrem und dem männlichen Geſchlecht hätte gedeihen können? Und doch lag in jenem Carteſianiſchen Wirbel, wie er die Unglückliche faßte, eine ſo idealiſche, weit über ihr Zeitalter hinausgerückte Natur angedeutet, daß ſehr wohl George Sand von Mademoiſelle abſtammen könnte.

Wir haben hier zwar gedichtet, aber wir haben nur zu wahr über das damalige Frankreich gedichtet. Tauſend Aehnliches, wovon kein Memoire etwas erzählt, iſt damals vorgegangen, und das heutige Frankreich iſt ſeinem geringeren, ernſteren, beſſeren Theile nach nur durch ſolche Opfer gerettet worden.

Geſtehen wir, daß wir, was jene Zeit betrifft, bei einem Aeußerſten von Frivolität und Bigotterie in beiden Geſchlechtern angelangt ſind, dem eine Umwälzung folgen mußte, und ihm gefolgt iſt. Auch Deutſchland wurde von jener Frivolität inficirt, und hat das Gift noch nicht völlig ausgeſchieden, wie es denn dazu noch eigene Fehltritte in Menge beging. Aber dennoch hat Deutſchland für das Gedeihen der beiden Geſchlechter ſeit dem Beginne der neuen Zeit eine Hauptaufgabe zu löſen. Ueberlaſſen wir uns dieſen Anſchauungen zur Annäherung an die Zukunft beider Geſchlechter in unſerer nächſten Erörterung.

Dritte Vorlesung.

Hochverehrteſte!

Ueberblicken wir den Weg, welchen wir bis dahin zurückgelegt haben, ſo müſſen wir uns geſtehen, daß uns, den Grundzügen nach, die Verwirklichung der geſchlechtlichen Ideale ſchon in einigen Geſtalten, ungeachtet des Mangels oder Ueberfluſſes bei Einzelnen, in die Erſcheinung getreten iſt. Auch haben wir das Ideal mehrfach an ſeinem Zerrſtück erkannt. Wiefern nun die Erſcheinung des Ideals immer ſtofflich, immer räumlich und zeitlich bedingt wird, kann man allerdings zwar nachweiſen, daß häufig noch ein bedeutender Reſt des Endlichen übrig bleibt, der in die Verklärung, in die Vollendung nicht aufgehen will. Aber das thut nicht den mindeſten Abbruch dem Geiſte, der uns doch wirklich in jener Erſcheinung zugänglich geworden. Ueberhaupt iſt es ein Irrthum, zu meinen, das Ideal, das ſittliche wie das künſtleriſche, könne nicht verwirklicht werden, während es doch die ewige Wirklichkeit ſelbſt iſt. Oder zu meinen, das Ideal bedürfe eines großen Luxus

der Existenz, eines großen Aufwandes von Mitteln zu seiner Ausführung, während es doch meistens in der Einfachheit, ja oft in der Einfalt, in der Kindlichkeit ohnehin, seine günstigste Geburtsstätte findet. Auf den Bildern des göttlichen Raphael sieht man die Farben brennen, als strahlten sie in unaufhörlicher Selbsterneuung aus ihrem eigenen, inneren Mittelpunkte hervor, und könnten nie diese Frische verlieren. Und dennoch in Vergleich mit andern Meistern, besonders mit Correggio, mit Guido Reni, vollends mit Rembrandt und Rubens, welch' eine Solidität des Gehalts, welch' eine Einfachheit der Ausführung, welch' eine Wirkung der Zeichnung wie der Farbe, die unserer Seele das Feste der Gestalt eingraviren, als wäre es mit dem Meißel, mit dem Grabstichel gearbeitet, die uns das idealische Licht, welches von dem Gesichte ausgeht, ja den Duft der Landschaft im Hintergrunde völlig zu eigen machen! Diese mächtige Wirkung bei so äußerst solider Ausführung besteht aber bei Raphael nicht bloß in der Frische und Unvergänglichkeit des Colorits, sondern in der Einfachheit der Grundlage und Mittel, in der Ideenfülle und Klarheit, die über uns ausgegossen wird, indem wir ein solches Bild schauen; eine Klarheit, die dennoch aus Einer Grundidee herkommt. So daß bei solchem Schauen eines Bildes des göttlichen Raphael uns dasjenige annäherungsweise aufdämmert, was die Bibel so kühn ein Anschauen Gottes nennt.

Wir haben unsre vorige Betrachtung an einer Reihe

von Gestalten fortgeführt, welche uns die Gleichstellung des Geschlechtlichen im Geist, ungeachtet des festgehaltenen Unterschiedes bis zum Reiz des Contrastes, welche uns die Harmonie des Männlichen und Weiblichen in Johannes dem Täufer und der Büßerin, in der Mutter Jesu und im Evangelisten Johannes, vollendet sodann in Christus vor Augen brachte. Sodann trat uns als eine Folge auch in dem Weltlichen die Ebenbürtigkeit der Geschlechter in der Galanterie, in der Dame und im Ritter entgegen. Aber solche Ebenbürtigkeit konnte sich auf der Höhe dieses schönen Wechselspiels der Ehre und Minne nicht erhalten, und so artete denn im Frauendienst das Ritterthum in eine schwärmerische Unfreiheit und Ueberschwänglichkeit aus. Dennoch aber war die Mannichfaltigkeit des sich entwickelnden Lebens hier so bedeutend, daß die Harmonie jede Störung überflügelte in Beatrice und Dante, während uns das Krankhafte der Zeit, und dennoch mit dem Reize der Schönheit gepaart, in Laura'n und Petrarka'n vorüber ging. Sahen wir sodann die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Kirche zwar durch den Cölibat gestört werden, so erfreuten wir uns doch um so mehr an Theodelinden und Gregor, mußten aber in Abelard und Heloisen das schmerzlichste Pathos mitempfinden, in welches die Sympathie der Liebenden hineingedrängt wurde. Obwohl nun in der Reformation die Freiheit durch den Geist zu einer neuen Auferstehung gelangte, so sahen wir doch den Mißbrauch der Freiheit gegen ihren eigenen Ge-

halt ankämpfen. In dem Conflikt zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, in einer ganz neuen Enthüllung fortgesetzter Leibeigenschaft und endlich in dem Mannweiblichen kam es zu jenen zwar großartigen Frauen-Charakteren, die wir in Elisabeth von England und in Christine von Schweden erschauten, aber die Mannheit der Kraft in weiblicher Gestalt, eine Folge zu weit getriebener, früherer Galanterie, aber die Sprödigkeit des Verharrens auf dem Standpunkt der Weiblichkeit ohne Anschmiegung, der Männlichkeit ohne die Anwartschaft der Natur verletzte uns, und selbst die mildere Erscheinung Maria Stuart's und der ritterlich fromme Gustav Adolph konnten uns mit jenen Mannfrauen nicht völlig zufrieden stellen. Endlich fanden wir gar am Hofe von Versailles ein wahres Schwelgen der Geschlechter im Geistreichen aber auch im Frivolen, und wir sahen die Gerechtigkeit aus solchem Uebermuthe, beim Verkommen der schönsten Anlagen, nur durch eine ungeheure, politische Katastrophe zum Besseren hinüberleiten, und Deutschland war es zuletzt, welches unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. —

Wir wollen gern — und es ist dieses ja auch nicht mehr als Schuldigkeit — jedem Lande und Volk seine Eigenthümlichkeit, und seine besonderen Vorzüge zuerkennen, aber wir wollen uns auch in keiner Weise den großartigen Beruf und die große Errungenschaft unserer eigenen Nation schmälern lassen. Die bereits vorliegende Cultur Deutschlands giebt nun einmal diesem

Lande Vielseitigkeit und den Charakter wahrhaften Weltbürgersinnes, so daß wir Deutsche, so lang wir uns nicht mißkennen und ungerecht beurtheilen, allerdings zur Erwartung einer großen Zukunft Grund haben. Gerade unsre Hauptfehler entsprangen stets und entspringen noch immer aus einer schimpflichen Verachtung unserer selbst, aus einer charakterlosen Hingebung an das Ausland, auch was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft.

Das Zeitalter der Reformation indessen bietet uns noch viel des Erfreulichen, viel des Erhebenden dar. Es herrscht in dieser Zeit unter Frauen und Männern eine ganz eigenthümliche Sitte, eine große Ehrbarkeit und Leichtigkeit im Umgang, eine wunderbar naive Einfalt und Würde, die ihren unendlichen Reiz vielleicht einer glücklichen Vermählung mittelalterlicher Elemente mit dem freieren Geiste der neuen Zeit verdanken. Es ist schwer, zu sagen, worin jener Reiz denn eigentlich bestanden. Es giebt vielleicht keinen Ort in der Welt, der uns das, was wir meinen, so lebhaft vergegenwärtigen könnte, wie Nürnberg.

Es ist eine seltsam aber höchst zierlich und geschmackvoll verschnörkelte Welt, in die wir treten. Die Dome sind so, die alten Münster, und die Wohnhäuser sind so und die Menschen in ihnen, und unter diesen wieder die Frauen so und die Männer. Alles ist in den Bauten massiv, solid und doch leicht und doch luftig, alles ist auf einander gepackt und

in einander geschoben und in einander gefugt, und alles ist doch wohnlich und bequem und zweckmäßig, und Lebenslust geht unter den Menschen mit Andacht und gesunder Frömmigkeit, und Bürgertreue geht mit Freimüthigkeit, und ausgelassenstes Lachen geht mit Biederkeit und heiligem Lebensernst Hand in Hand. Die Glockenspiele von den Thürmen der Stadt lassen wieder und wieder geistliche Lieder erklingen. Uns Jetzige stimmte das vielleicht elegisch, melancholisch. Jene gesunden, glücklichen Menschen sind fröhlich dabei. Sie schäkern laut auf der Straße mit einander. Sie haben es gern, wenn Religion die Arbeit, den Scherz mit der Ewigkeit accompagnirt. Die Jungfrau, vielleicht die vornehmste der Stadt, begegnet in sittiger Kleidung mit dem zartesten Spitzenkragen auf schwarzem, langem Gewand dem ersten Cavalier des Ortes. Sie steht still in ihrer kerzengeraden Haltung, und nimmt nicht den geringsten Anstand, die Hand dem Junker auf offener Straße zuerst zu reichen, ja sie ihm treuherzig zu drücken. Und drüben kommt der Herr Caplan so eben aus der Sakristei, er tritt so eben aus der Hauptpforte des herrlichen Münsters auf das musivisch gelegte Straßenpflaster, die Lutherböffchen am Kragen und den weiten Luther-Rock, der ihm noch so ungewohnt steht, hinten mit zwei Fingern zusammenfassend, und auch er tritt an die edle Jungfrau heran, und auch ihm reicht sie die Hand, und niemand kümmert sich drum. Und alles ist hier ächt deutsch und ächt protestantisch, wenigstens in diesem

Stadttheil, und alles klingt deutſch bis auf die Springbrunnen, ob ſie uns doch faſt italieniſch klingen ſollten, aber auch die Springbrunnen — ſo ſtimmt uns die Atmoſphäre — ſprechen laut deutſch, und plaudern uns die Reformation aus, welche über Deutſchland gekommen. Und ſo, oder doch wenigſtens ähnlich, war es in vielen Städten Deutſchlands damals. —

Freilich, fand ſich in der nächſten Zukunft immer mehr unter den deutſchen Frauen und Männern eine ganz und gar ſinnloſe Nachahmung des Franzenthums, die ſich noch dazu anfangs nur auf leere Aeußerlichkeiten, auf Kleidertracht und Umgangsphraſen erſtreckte, bis ſie erſt ſpäter, leider aber ebenfalls bis zur Widerlichkeit und Unwürde, in eine literariſche Abhängigkeit von Frankreich ſich verlor. Und wenn auch allerdings das deutſche Bürgerthum in beiden Geſchlechtern damals weniger von dieſem Unweſen berührt wurde, als die höheren Kreiſe, ſo that es dennoch Deutſchlands geiſtigem Emporkommen, bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts hinein, bedeutenden Abbruch.

Von jetzt ab aber ſind es beſonders die großen, unvergeßlichen Genien unſerer Literatur, die uns vom Auslande erlöſen, aber auch auf die Herausgeſtaltung deutſcher Bildung in den ſeltenſten Frauen einen gar nicht zu berechnenden Einfluß üben. Es iſt erſtaunenswerth, was Klopſtock, was Leſſing, was Wieland, Herder, Göthe, Schiller und Jean Paul für eine Wirkung auf die Umgeſtaltung des Ver-

hältniſſes der Geſchlechter zu einander gehabt, nebſtdem, daß ſie uns vom Auslande frei gemacht haben. Nie darf die deutſche Nation, nie wird die Nachwelt ihnen das vergeſſen.

Während nun aber in der Halbbildung der höheren Kreiſe die Frivolität, gepaart wie immer mit dem Unglauben und einer ſeichten Aufklärung, zunächſt noch fortdauerte, und ſich, in Deutſchland und drüber hinaus, weit in den Norden hinein, beſonders in Dänemark, zugleich ein Niveau der ſeltenſten Frauen- und Männer-Cultur herausſtellte, verbreitete ſich ſchon damals mehrfach, als Reaktion gegen das frivole Element, die Prüderie der weltlich und geiſtlich Geſinnten, und ſetzte ſich das trockne Nützlichkeitsprincip, die Sentimentalität und der Tugendſtolz feſt. Und ſelbſt bis in unſre Tage noch herein erſtreckt ſich dieſe Erſcheinung, und dieſer Proceß bereitet eben in Verbindung mit dem, was Frankreich *nach* der Revolution hervorbringt, dasjenige vor, was Deutſchland auf die Zukunft der Geſchlechter wirken wird. Doch — wir müſſen das Angedeutete noch erſt etwas ſpecieller in Betracht ziehen.

Göthe iſt auch darin ſo einzig, daß er ganz wie die Griechen immer das Ideale, das Praktiſche und Wirkliche zugleich giebt. Selbſt im Antiken verfährt er ſo. Der edle, aber von einem idealiſchen Heimweh erfaßte Schiller *vermißte* die Götter und Göttinnen Griechenlands, der geſunde Göthe *producirte* ſie. Schiller *klagte* mit Ceres um Proſerpinen, Göthe beging ihren *Cultus* auf den Fluren des

ſonnigen Italien und ſelbſt unter den Nebeln Deutſchlands, am Fürſtenhofe zu Weimar.

Einzig in ſeiner Art iſt dieſes Weimar der claſſiſchen Periode in der ganzen Culturgeſchichte, und lange noch nicht genug gewürdigt, zumal in Bezug auf die Frauen und deren Ebenbürtigkeit mit den Männern. Kein Land, kein Volk hat etwas Aehnliches aufzuweiſen. Athen und Ferrara ſind nur geſchichtliche Vorſtudien zu dieſem deutſchen und vorzugsweiſe Göthe'ſchen Muſenlande. Verſailles, in der vollſten Blüthe ſeines Hoflebens, iſt vollends dagegen nur ein lärmendes, geiſtreiches Spektakelſtück. Ich geſtehe, daß ich mir ein ſolches Zuſammentreffen von ſeltenſten Perſönlichkeiten beiderlei Geſchlechts und günſtigſten Umſtänden, wie das zu Weimar, zur Zeit Göthe's und Schiller's, dieſe Gleichmündigkeit und Selbſtſtändigkeit beider Geſchlechter, ohne viel Redens und Rühmens, nimmer als ein Werk des rohen Zufalls, immer nur als die reifſte Vermählung der Geſchichtsnothwendigkeit mit der Freiheit des Geiſtes denken kann, und daher auch das, was daraus entſtand, mit allen ſeinen Geſtalten, für unvergänglich halte, nicht bloß in matter Erinnerung, ſondern in demjenigen, was die Ewigkeit des Geiſtes bedeutet, was der claſſiſchen Bildung aller Zeiten zu Gute kommt.

Das nun, was das Leben, wie es ſich damals unter Frauen und Männern in Weimar entwickelte, ſo außerordentlich intereſſant und einzig in ſeiner Art macht, iſt die weiſe

Besonnenheit, ist die vernünftige Ruhe, ist die hohe Begeisterung für die Verwirklichung des Ideals — an welches man heute oft sogar den Glauben verloren hat — mit denen man damals das Menschenleben überhaupt nahm, und mit denen man das eigene so würdig als möglich einzurichten suchte. Die Leidenschaften, die Unvollkommenheiten des menschlichen Individuums spielten hier eben so gut ihre störende Rolle mit, wie irgendwo sonst in der Welt. Auch hier erfuhr man, daß man sich in keinem Elborado der Glückseligkeit insularisch abschließen könne. Auch war man viel zu edel, als daß man dieses hätte wollen. Man erfuhr vielmehr, daß man mit den Welt-Conjunkturen und deren finsterem Verhängniß in Wechselwirkung stehe, ja man erfuhr die Vergänglichkeit alles Irdischen durch Leben und Tod, und zwar durch den Tod der ausgezeichnetsten, der geliebtesten Menschen. Aber man ließ sich durch das alles nicht wankend machen. Man hatte das Menschenleben für beide Geschlechter aus dem höchsten, aus dem praktisch-ideellen, aus dem göttlichen Gesichtspunkte erkannt, und suchte dieses Erkennen, so weit die Kräfte reichten, zu verwirklichen. Und daran hatte man genug, und darin war man mit der Vergänglichkeit ausgesöhnt, weil man im Unvergänglichen wurzelte. Die Besseren und die Besten, die Frauen und die Männer von Weimar, hatten sich so in einander eingelebt — wir Jetzige stehen ihnen darin unendlich nach — daß sie sich auf's Feinste und Umfassendste verstanden. Und so hatte man

die große Kunſt ſich angeeignet, das Religiöſe, das Sittliche, das Künſtleriſche, das Wiſſenſchaftliche aus ganzem Stück herauszuarbeiten, nicht es mit kränkelnder Aufklärungsſucht oder Frömmelei zu verpfuſchen; man hatte gelernt, das Leben mit allen ſeinen Mängeln und die Menſchen ſelbſt mit allen ihren Fehlern und Unarten mit einem gebildeten Ohr, vor allem aber mit tüchtiger Geſinnung und klarer Verſtändigkeit als Harmonie herauszuhören.

Es iſt ein liebenswürdiger Zug der unverdorbenen Frauennatur und der ächten Frauenbildung auf einem gewiſſen Standpunkt, daß die Frau nicht genannt ſein will. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man beim beſten Willen ihr darin nicht immer willfahren darf; daß, wo das weibliche Talent bis zur Höhe ſchöpferiſcher Thätigkeit ſich erhebt, auch der Name ſich nicht umgehen läßt. Aber im Allgemeinen, im Kreiſe des weiblichen naturgemäßen Wirkens, im Gebiete der Sinnigkeit, des Geſchmacks, des aufgeſchloſſenen Verſtändniſſes, im Gebiete einer ſittlichen Treue, Ausdauer und Selbſtentäußerung ohne Ende, findet die Frau ihren höchſten Ruhm in der Anonymität. Dieſe Uneigennützigkeit giebt den Frauen eine Größe, wodurch ſie alles das wieder einholen, was ſie durch eine gewiſſe Eitelkeit in äußern Dingen — die aber nothwendig iſt — verſäumt haben könnten.

So wollen wir denn auch, wenigſtens an dieſer Stelle, wo es ſich noch gar nicht um den etwaigen Schriftſtellerberuf der

Frauen handelt, ſondern wo ſie im unmittelbaren Leben, in geiſtesreifer Ebenbürtigkeit den Männern gegenüberſtehen, wie in Weimar, von deutſchen Frauen auch weiter keinen Namen nennen, und nur die Ausnahme machen, daß wir mit Recht die beiden Herzoginnen, wegen ihrer ſeltenen Geiſteshoheit, obenanſtellen, und nun mehr oder weniger allen den reizenden Geſtalten begegnen, welche ſich beſonders in den Werken Göthe's wie in einem großen Theile der Briefliteratur, die wir bereits haben, und die uns noch vorbehalten iſt, auf's Lieblichſte abſpiegeln.

Das, was die Frauen von Weimar, in den Kreiſen, in welchen Göthe und Schiller die Chorführer waren, für alle Zeiten auszeichnet, iſt nicht bloß die Gleichmäßigkeit der Herzens- und Verſtandesbildung, die Gabe der feinſten Anempfindung und der geübteſte Scharfſinn, es iſt auch der weiſe Takt, mit dem man alles und jedes zu behandeln wußte, der reine Antrieb, aus Schönheitsſinn und Wiſſensdurſt Gedanken ihrer ſelbſt wegen zu äußern und zu vernehmen, und ſich durch all' das in der Bildung zu fördern, ohne zu fragen, was die Welt dazu ſagen werde. So daß wir unter dieſen Frauen keine Coketterie mit ſich und mit andern Menſchen, kein Liebäugeln mit dem Schein und dem äußeren Zweck, ſondern die Wahrheit und die Ruhe, aber auch die Phantaſie der Vertiefung in feſte, große Objekte vorfinden. Und zugleich waren dieſe Kreiſe ſo hinweg über alles Vorurtheil bloß formeller Etiquette, daß

ſogar der Enthuſiasmus hier zum Ausbruch kommen durfte, den man bekanntlich auf einer gewiſſen Höhe, und jetzt ſogar ſchon in der Mitte der Geſellſchaft, für unerlaubt hält; und daß man, während das Maßvolle und Künſtleriſche einer gewiſſen Lebensökonomie Allen zur anderen Natur geworden war, auch weiblicher Seits es dennoch liebte, zu gewiſſen Zeiten in ungenirteſter Weiſe den Erfindungsgeiſt, die Phantaſie des Augenblicks walten zu laſſen, um eine Poeſie der Wirklichkeit zu erfahren, worin wir Jetzige ebenfalls ſehr zurückgeblieben ſind. Das allein ſchon gab dem Umgange der Geſchlechter zu Weimar das Gepräge ſeltenſter Bildung, und ſtellte dieſe Frauen ſo ſicher und frei in das Leben der Geſellſchaft, daß ſie nichts wußten von der heute ſo engherzigen Scheu vor Ueberſpanntheit, aber auch nichts wußten von dem Gelüſten, in der Frivolität ſich zu ergehen. Denn allerdings iſt es eine Unart vieler Modernen, wohinter ſie ihre eigene Flachheit und Armſeligkeit verſtecken, alles Geheimnißvolle verworren, alles Tiefe überſpannt zu nennen, und eine Ehrfurcht vor dem zu verwerfen, was über alle bloße Erfahrung hinausliegt, und doch allein dem Menſchenleben erſt Bedeutung und Werth giebt.

Die kühnſte Dichterkraft kann oft nicht ſchöner dichten als die Wirklichkeit dichtet. So war es auch in Weimar. Die Hand des Todes hatte die ſeltenen Kreiſe, von denen wir ſprachen, ſchon mehrfach berührt, aber immer ergänzten ſie ſich

noch aus sich selbst, und unerschöpflich entwickelte sich aus dieser Gesellschaft ein geistiges Leben, welches seine reine Harmonie durch alle sich darbietenden Gegensätze zu erhalten, zu erhöhen wußte. Und dennoch sollte ein *greller* Contrast von außen her und zwar aus weiter Ferne hereingespielt werden. Es war ein gellender Ton der Fama, der ihn verkündete. Er kam von Westen. Wie sollte auch eine so geartete Persönlichkeit wie die kommende ohne Herold, ohne den anmeldenden Posaunenstoß des Ruhmes haben erscheinen wollen. Frau von Stael kommt. Man höre, man sehe, man bewundere! Frau von Stael, die berühmte Frau von Stael, erscheint in den Kreisen von Weimar! —

Ohne Zweifel war es Herr *August Wilhelm von Schlegel*, welcher die erste Anzeige von solchem Ereigniß mündlich und in allen Blättern machte, daß die große Schriftstellerin der großen Nation, daß Frau von *Stael* in *Weimar* erscheinen werde. Herr von Schlegel hatte auch bereits einen éloge, im Versmaß einer Canzone, fertig, welchen er sich vor der Büste der französischen Göttin Stael förmlich einstudirte. Herr von Schlegel hatte schon damals den zeisigfarbenen Leibrock, mit langen breiten Schößen und gestickter Atlas-Weste angelegt, um das Zeitalter Ludwigs XIV. in Weimar, unter den Auspicien der größten lebenden Muse Frankreichs, würdig zu repräsentiren. Herr von Schlegel hatte zu demselben Zweck die Torte einer mächtigen Allongen-Perrücke mit dem dichten Puder-Zucker bestreut, um selbige am Tage des Em-

pfangs auf ſein kritiſches Haupt zu ſtülpen. Herr von Schlegel hatte ängſtlich in dem herzoglichen Park von Weimar die Hecken mit der Lorgnette beäugelt, und Schneider-Maße nehmen und anlegen laſſen, ob jene Hecken auch nicht zu weit hinter denen von Verſailles zurückbleiben würden. Es wäre ſchwer zu ſagen, wie einer der größten Ueberſetzer aller Zeiten, und noch dazu der, welcher den erhabenen Schatten des größten Britten durch die Macht der Sprache zwingen ſollte, an den Tag der Oberwelt zu kehren, und ſeine zweite Geburt in Deutſchland zu feiern, wie der ein ſo ausdauerndes Behagen an einer Frau finden konnte, welche bei mäßigem Geiſt, bei bedeutenderem Verſtand, bei noch größerer Eleganz die Mutter der modernen Phraſeologie genannt werden muß. Es wäre ſolche Vorliebe ſchwer zu erklären, wenn man nicht wüßte, wie oft ganz gewöhnliche oder doch ſehr mittelmäßige Frauen durch Eleganz des Benehmens und durch ſchöne Formen den Mann bezaubern können, und wenn man nicht wüßte, daß Herr von Schlegel ſtets die Verſuchung zu beſtehen gehabt, die Eleganz und die Form ſchon für ſich gelten zu laſſen.

Alſo, wie bemerkt, nichts anderes hätte man erfinden mögen, um den Contraſt zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Frauen- und Männerbildung ſchärfer herauszuſtellen, als das, was hier die Wirklichkeit ſelber erfand, einen Beſuch der berühmten Frau von Stael in Weimar. Sie kam, ſie ſah, aber ſie ſiegte — nicht, die berühmte Franzöſin, ſo ſehr beruhten

damals die deutſchen Genien in Weimar, weibliche und männliche, wie es bei dem wahren Genius immer der Fall iſt, auf ihrem eigenen Schwerpunkt, und ſo lange wir Jetzige nicht auch wieder dahin gelangen, auf uns ſelbſt zu beruhen, in unſerer nationalen Eigenthümlichkeit und nicht im Auslande und deſſen Nachäffung den Haupthalt zu finden, ſo lange haben wir uns der wahrhaften Stärke einer Nation völlig begeben. — Alles ſollte, als Frau von Stael erſchien, in Weimar außer ſich ſein, und war es doch nicht; alles ſollte geſtehen, ein ſo geiſtreiches, geniales Phänomen noch nimmer erfahren zu haben, und man bemerkte nur zu bald, daß die Flügel dieſer ſein ſollenden Genialität nur am Toilettentiſche angeſtutzt wären, und daß ſie ſich noch dazu, nicht im Fluge zur Sonne, ſondern nur am Bügeleiſen ſtark verbrannt hätten. Und dennoch die berühmte Franzöſin ließ es an Verſuchen nicht fehlen, durch eine unendliche Metamorphoſe des Coſtüms und der Gedankenäußerung Frauen wie Männern zu Weimar zu imponiren. Heute erſchien ſie als Corinna und morgen als Delphine, heute trug ſie das Haar nach der Göttin der Freiheit und hielt dem gemäße Reden, und morgen erheuchelte ſie eine deutſche Idylle, und verſicherte Herrn von Schlegel zu Ehren, nichts Beneidenswertheres zu kennen als die deutſche Romantik. Und doch auch ſelbſt das — alles umſonſt! Frauen und Männer hatten in Weimar ſeit Jahren eine ſo eigenthümlich geartete, eine ſo feſtgeordnete Lebensweiſe gefunden, ſie hatten

die Errungenschaft der Bildung so um der Bildung selbst willen lieb gewonnen, und mit dem ernstesten Lebenszwecke des Menschen heiter in Eins gesetzt, daß man die Gefallsucht und Mode nur noch den Kinderjahren des Geistes überlassen konnte, und sich hier, an einem kleinen Orte Deutschlands, deutsche Frauen und Männer zum ersten Mal auf der Höhe der gebildeten Gesellschaft zeigen, wogegen die Französin in Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zurückbleibt, und, wie es in solchem Falle immer geschieht, sich fast eingeengt fühlt, da man sie so wenig unerhört findet, daß sie vielmehr nicht befriedigt. Kurz, Paris kommt, vielleicht zum ersten Mal in der Welt, und zwar in Weimar in Verlegenheit! —

Und wenn selbst Göthe, der eine besondere Virtuosität besaß, jeden als Individuum gewähren zu lassen, nicht Zeit dazu hatte, Frau von Stael wichtig zu finden, und hätte er gar Zeit gehabt, sie wahrscheinlich erst recht unwichtig gefunden haben würde; so ist dieser Moment, diese Situation, dieser Silberblick deutscher Ueberlegenheit des Geistes zu Weimar über das Ausland bedeutungsvoll für die Zukunft. Ueberhaupt ist nicht zu ermessen, wie unendlich dieses Bildungsstadium des soliden Weimar auf Deutschlands Frauen und Männer gewirkt hat und ferner wirken wird. Wir lägen noch in den Ketten der Franzosen, wir spürten noch keine Mündigkeit des Geistes in politischen und in kirchlichen Dingen, wir ahnten noch nichts von dem, was deutscher Nation für eine Stellung gebührt,

wenn Weimar's Frauen und Männer nicht geweſen wären, und durch tauſend nahe und ferne Vermittlungsorgane eine Gliederung der Intelligenz herbeigeführt hätten, die unbeſiegbar daſteht, und Deutſchlands Zukunft, Deutſchlands Ruhm, Deutſchlands geſunde Freiheit allen Spöttern und Kopfhängern zum Trotz über allen Zweifel ſicher ſtellt. An Göthe erkannte und bewunderte Napoleon bekanntlich zum erſten Male, daß es in Deutſchland **Männer**, und alſo auch wohl deren würdige **Frauen** gäbe! —

Es iſt rührend und höchſt intereſſant, wie die Pflege beider Geſchlechter unter der Hand unſerer großen, claſſiſchen Schriftſteller ganz langſam, zart und beſcheiden aufkeimt, und ſich immer großartiger entfaltet. Zuerſt unter Klopſtock zeigt ſich noch eine geiſtlich fromme und doch ſo patriotiſch idealiſche Tüchtigkeit, wenn wir an des Dichters Liebe zu Fanny und Meta denken. — Dann bringt Leſſing's klare, durch und durch bürgerliche Natur Minna von Barnhelm zur Erſcheinung, und verläugnet ſelbſt in Emilia Galotti'n keineswegs deutſche Sinnigkeit und Tiefe des Weibes. — Wieland ſcherzt kühn und ſinnlich, ſelbſt mit der Geſchlechtlichkeit, aber immer jovial im Sinne des antiken Liebreizes und Contraſtes, und bewährt nun gar ſeine Meiſterſchaft auch in lebendigen Früchten beider Geſchlechter, in Früchten, welche aus ſeiner Erziehung an dem Hofe von Weimar hervorgehen. — Und Göthe und Schiller? Wer ſagt es, was ſie gepflanzt, was ſie geerntet? Unberechenbar iſt dieſer Segen des

Ideals und des rein Menſchlichen! Daß die deutſchen Mädchen und Jünglinge bei allem Intereſſe für das Ausland, bei aller Verflachung durch das heutige Tagesleben, aus dem eigentlich deutſchen Geiſteselement gar nicht heraus können, daß ſie es in dem zarteſten Alter mit der Mutterſprache ſchon einſaugen, daß ſie ſpäter mit Geſtalten beider Geſchlechter vertraut werden, welche keine ausländiſche Literatur aufzuweiſen hat, welche vom Volkslied bis zum Drama den höchſten Beruf des Menſchen mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit darthun, das haben ſie vorzüglich Göthe'n und Schiller'n zu verdanken. — Und wenn die Gerechtigkeit deutſcher Frauen und Männer gegen das Ausland aus ächt deutſchem Grunde ſchon bei Herder entſpringt, ſo hat Jean Paul ſie mit Ideenfülle überſchüttet, und ſie durch das, was er ihnen zumuthet, gewarnt, im Verſtändniß nicht ſchwach zu werden, ſondern tapfer zu bleiben und eingedenk zu ſein, daß die Herrlichkeit des Alllebens, wenn es recht gefaßt wird, immer zugleich in das Wohl der Gemeinde wie des Volks, der Kirche wie des Staates, in das Wohl der Familie ausläuft.

Selbſt die neu erwachte Buhlſchaft mit dem Ausland hat jenen Segen von Weimar aus der geſunden Mitte der Nation nicht entfernen können. Noch lebt in vielen Gauen unſeres Vaterlandes die deutſche Matrone der gebildeten Stände, die uns in Erſtaunen ſetzt durch ihren feſten ungebrochenen

Glauben, durch ihre gedankenhelle, lautre Frömmigkeit, durch ihren praktiſchen Verſtand, durch das Gleichmaß ihres Lebens, durch ihre unverſchrobene Weiblichkeit und Aufgeſchloſſenheit für das Höchſte und Tiefſte, durch die Beſitznahme poſitiver Kenntniſſe und die rege Luſt, der Wirthſchaft, dem Familienleben aber auch dem Vaterlande ihre Kräfte zu widmen. Und ſelbſt ſo eminente, bereits viel beſprochene Erſcheinungen wie Rahel und Bettina haben mit ihrem freiſinnigen Blick in die Weltzuſtände und ihrer Urſprünglichkeit der Natur ihren Ausgangspunkt in der eben betrachteten Cultur-Periode des deutſchen Volkes*). —

Nun ſehen wir allerdings in Deutſchland nach jener claſſiſchen Zeit, in Folge des Parteiweſens, die Prüderie und den Tugendſtolz, den Pietismus und eine frivole Aufklärungswuth die Harmonie des weiblichen und männlichen Zuſammenlebens einſtweilen unterbrechen, und die Emancipations-Schwärmerei daraus hervorwachſen. Doch um durch dieſe Verirrung zur Zukunft zu gelangen, müſſen wir erſt auf Frankreich wieder eingehen, denn von Englands Frauen den Männern gegenüber dürfte in neueſter Zeit nichts Außerordentliches zu bemerken ſein, als daß auch dieſes ſchon oft für eine gewiſſe Treff-

*) Ueber Rahel und Bettina vergleiche man meine Vorleſungen über die moderne Literatur der Deutſchen, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1842.

lichkeit der Frauennatur spricht, daß man von ihr nicht spricht, oder man müßte denn Ausgezeichnetes von ihr zu sagen wissen. Englands Frauen der Gegenwart scheinen selbst zu anspruchslos zu sein, um sich mit denen Shakspeare's vergleichen zu wollen. Und so ist ihr höchster Ruhm vielleicht der, daß sie Vorsteherinnen des dritten großen Hauses in England sind, neben den beiden Parlaments-Häusern, nämlich des großen Hauses der Familie, des Hauses, aus dessen uralter, heiliger Sitte Englands Verfassung mehr als anderswo hervorwächst. Aber Frankreich! —

Die Frauenherrschaft dieses Landes geht nach der Revolution über in die unbeschränkte Mannesherrschaft und zwar in die Herrschaft wirklich Eines Mannes über Männer und Frauen. Die Französinnen, ohnehin des höchsten Enthusiasmus für ihren Nationalruhm fähig, werden jetzt selbst galant, galant gegen einen Mann und zwar noch dazu gegen die Brutalität eines Mannes, nämlich Napoleons, eine Brutalität, die er allerdings zuweilen sogar gegen das schöne Geschlecht, wie gegen die Völker in der Regel, ausübte, ungeachtet seiner sonstigen Größe. In Deutschland aber und in einer Französin kocht Wiedervergeltung!

In jener Zeit, in welcher der Mann der thatenvollsten Krieger-Energie, der seit langen Jahren Frankreich, Europa, ja die Welttheile nur von sich reden gemacht, der seinen Ruhm nimmer nach siegreichen Schlachten, sondern nach glorreichen

Feldzügen gezählt, in jener Zeit, in welcher Napoleon schon auf dem Höhenpunkte seiner Thaten steht, wird in Frankreich ein Wesen geboren, welches noch nirgend seines Gleichen gesehen, und ob es die Natur auch Weib zu nennen beliebte, doch an diesem Namen allein kein Genügen findet. Und wie dieses Wesen heranwächst, wie seine Körperschönheit sich fast tropisch, in den lieblichsten, fast ätherischen Formen entwickelt, so überbietet doch all' diese Schönheit und Hoheit ein Geist, der es kaum nöthig zu haben scheint, Kenntnisse sich zu erwerben, sondern er bringt sie — wie der Genius immer — fast mit, sie fliegen ihm fast an, wie er die Dinge sieht, wie er sie mit einander vergleicht, um sie künstlerisch einzuordnen. Aber, was er außerdem noch als Anlage, als eigenste Mitgift offenbart, es übertrifft in seiner gedankenschöpferischen Neuheit und Lieblichkeit alles, was man bis dahin in Frankreich gekannt. Nennen wir nur gleich den Namen dieses wunderbar gearteten, seltensten Geschöpfs in französischen Landen, wir meinen George Sand.

Wir müssen von dieser Frau, oder sagen wir für sie passender, von dieser Individualität, eine ganz neue Aera für die Möglichkeit weiblicher Naturen rechnen. Wir dürfen jetzt nicht mehr fragen, kann das Weib Genie, kann es höchste Originalität, kann es vollste Ebenbürtigkeit des Geistes mit dem Manne haben, denn hier hat sie es. Und wie verändert erscheint mit ihr Frankreich bis zum nicht Wiederkennen!

Wer denkt noch an Mademoiſelle und an Ludwig XV. und an die Hoffeſte von Verſailles und an die Abſcheulichkeiten der geiſtreichen Intriguen-Wirthſchaft! und dennoch lärmt unter George Sand's Fenſtern daſſelbe genußſüchtige, daſſelbe in der Maſſe immer noch frivole oder bigotte Frankreich! Aber was änderte ſich denn?

Verfolgen wir ſie ſelbſt in all' der genialen Haſt, mit der ſie lebt und erfährt, mit der ſie ſich wandelt und groß wird. George Sand erfährt über die Kinderjahre hinaus ein gedemüthigtes, tief gedemüthigtes Frankreich. Sie findet die Männer verwildert und entnervt, und findet ſie im höchſten Grade anmaßend. Sie findet die Frauen immer noch vereitelt, im Leeren ſich tummelnd und ſelbſt, wie früher Galanterieen empfangend, ſo jetzt gar Galanterieen ſpendend, Galanterieen an den einſt ſo großen und jetzt ſo unglücklichen Kaiſer. Sie findet die Flauheit der Reſtauration und nach den Julitagen, als ſie ſich bereits ſchriftſtelleriſch entpuppt, findet ſie ſtatt der früheren Frivolität ſogar die Blaſirtheit, aber auch einen Ernſt für die Ideen, wie er bis dahin in Frankreich unerhört geweſen. Und nun ihr Schluß? —

Die unwürdige Stellung der beiden Geſchlechter zu einander iſt an all' dem bisherigen Unheil Schuld, und daß dieſe Stellung ſich noch vorfindet, davon iſt wieder die Genußſucht und Sinnlichkeit der Männer Grund. Die Männer ſelbſt ſind nur bedingt und eigennützig dem Geiſte zugewandt, ſie coketiren mit dem Ideal, welches ſie nicht beſitzen, ſie erheucheln

sich eine Hoheit, welche sie in ihrem Innersten verachten, aber sie sind versunken in Materialismus, sie wollen vollends den Frauen alle geistigen Interessen vorenthalten. Kurz, die Brutalität der Männer gegen das weibliche Geschlecht ist das Hauptmotiv des schriftstellerischen Verfahrens, welches von jetzt ab George Sand mit unerschöpflichem Geist und mit unermüdetem Geschick durchführt, denn von dem ernsten Frankreich läßt sich noch eine großartige Wiedergeburt erwarten. Und wie führt unsere Dichterin ihr Thema durch? —

Wie Frauen die häufige Aenderung der Kleidung lieben bis zur Verkleidung, so liebt George Sand die Verkleidung bis zur Verwandelung ihres Selbstes in die verschiedenartigsten Charaktere, um alle auf's Tiefste zu erkunden und wiederzugeben. Und das alles leistet sie durch die Sprache. Sie besitzt den Schmelz, die Metamorphose der Sprache wie wenig Schriftsteller; sie besitzt diese Metamorphose wie einen Zauberstab, der ihr alle Menschenklassen, ja alles, was sie schildert, selbst das Lebloſe, wie etwas erscheinen läßt, was sie diesen Augenblick selbst ist, worin sie selbst eine Rolle übernimmt. So kennt sie alles, was sie darzustellen sich vorsetzt, bis auf den tiefsten Seelengrund, aber, was sie auch darstellt, und in welcher Kleidung der Sprache dem jedesmaligen Charakter angemessen sie auch erscheint, überall trägt sie auf ihrem Haupte das Sternen-Diadem der Ideen, eine Idealität des Herkommens, die fast auf eine deutsche Mutter hinweisen

könnte. Kurz, George Sand scheint darin ihren Lebensberuf zu finden, so wenig mit der steifleinenen Trennung männlicher und weiblicher Beschäftigungen sich zu vertragen, daß sie mehr alles Menschliche erfahren, daß sie in die verschiedensten Charaktere der Vor- und der Mitwelt, geistliche und weltliche, mystische und profane sich vertiefen und sie selbst bedeuten will, um durch ein Priesterthum des Lebens und Schreibens nicht bloß die Geschlechter, sondern die Menschen zu vereinen.

So finden wir George Sand heimisch im Quartier der Studenten, sogar der deutschen, ja in der Lebensweise derselben, so daß sie in unserm Heidelberg studirt haben könnte; und finden sie heimisch in den Salons der exklusiven Gesellschaft, in den Sitzungen der Pairs, in den Gemächern der Könige. Diesen Augenblick lebt sie als Bäuerin, als Grisette, als Schauspielerin, den nächsten schon wieder als Fischermädchen, als Marquise, als Fürstin. Heute hat sie Lust, mit dem ausgemachtesten Philister des Epiciers oder des Nationalgardisten den deutschen Philister noch zu überflügeln, morgen bringt sie uns in die Gesellschaft, in den ausgelassensten, prahlerischen Wortwechsel der Officiere, deren letzter Refrain immer die Tapferkeit der großen Armee, die Parole der Schlachtfelder, der Sturm der Batterieen ist, und welche ihre kriegerische Verachtung aller Civilisation in einer so civilisirten Mundart unserer Dichterin ausdrücken, daß wir in so entzückender Sprache die Barbarei lieb gewinnen könnten. Und wie? Dieselbe Frau, die so mar-

tialisch, mit solcher Bravour der Soldateska zu sprechen weiß, sie hat auch die Lebensweise des Metaphysikers und nun gar des Mönchs sich zu eigen gemacht. In alle Abgründe der Philosophie, in alle Tiefen der klösterlichen Contemplation weiht sie uns ein, und nicht etwa nur so versuchsweise, nicht etwa nur schildernd; sie erlebt all' das, sie bangt nach all' dem, sie ringt mit tausend Zweifeln, sie kämpft mit tausend Ideen für die Ideen, sie ist neu, völlig neu, auch im Denken, neu auch in der Lösung gewisser Probleme, sie ergrübelt Resultate, überraschende Resultate, sie setzt uns auf den schwarzen Nachtgrund der Gegenwart, über den häßlichen Wust und Moder der heutigen Atheisterei und Sittenzerrüttung ein lachendes Gemälde der Zukunft, eine neue Liebe der Geschlechter und einen neuen himmlischen Frieden mit Gott! — Ja, was sie hinstellt, das existirt, was sie erzählt, das leibt und das lebt; die Blumen, die sie schreibt, sie duften, und die Charaktere, die sie zeichnet, sie athmen. Ihre Phantasie calkulirt mit einer Sicherheit, als wäre sie nach den Gesetzen der Mathematiker erzogen; sie bringt die Unendlichkeitsrechnung der Ewigkeit mitten in die irdischen Verhältnisse, ohne zu fragen, was die hausbackene, stupide und besonders, was die matt aufgeklärte, halb gebildete Menge dazu sagen werde.

So hätten wir in George Sand schon das Weib der Zukunft, die Versöhnung der Geschlechter im Geist. Und doch muß auch sie den Tribut der Endlichkeit der Individualität an

ihre Zeit zahlen. Obwohl George Sand zu den größten Frauen aller Jahrhunderte gehört, so müssen wir doch zwei Eigenheiten an ihr tadeln, durch welche sie einen bedeutenden Theil ihrer sonstigen Wirkung wieder einbüßt. Dies ist die Caprice ihres äußeren Auftretens, ihrer im Unwesentlichen auffallenden Lebensweise, und ihr plötzlich von der höchsten Höhe des schöpferischen Genius zur allgemeinsten Sentimentalität oder zur gewöhnlichsten Aufklärung heruntersinkender Deismus.

Daß George Sand aus der früheren Verletzung eines Freiheit bedürftigen Geistes, welche sie ohne Zweifel erfuhr, gleichsam zur Genugthuung die abweichendste Ordnung sich erfand; daß sie, aufgewachsen in der Bigotterie, und von Empörung erfüllt gegen die Wüstheit eines vornehmen Unglaubens, eines frivolen Atheismus, eines wahnwitzigen Materialismus, sehnsuchtstrunken nach einer Religion der Zukunft ist, das macht ihr alle Ehre. Aber die Menge, die Sand's Tiefe und Hoheit nicht ahnt, ihre Ideen nicht versteht, die statt des Gedankengoldes bei unserer Dichterin sich mit dem bloßen Rausch- und Knistergolde der Coketterie begnügt, hält sich nun an jene Aeußerlichkeit, und wird unsittlich, wo Sand selbst nur Feindin der Prüderie, und die Menge wird gottlos und ungerecht gegen das Christenthum, wo Sand selbst — da sie im Religiösen *nicht* schöpferisch ist — einer universellen Auslegung des Evangeliums erst *bedürftig* erscheint. Und so müssen wir es bedauern, daß Sand gerade in dem, was ihre schwache Seite genannt werden muß,

in jener Verirrung der Lebensweise und in dieser religiösen Bedürftigkeit, die nichts Positives, ein für alle Mal Unwandelbares besitzt, die meisten Nachahmer gefunden hat, während die unendliche Ideenfülle ihrer Poesie, ihr herrlicher Idealismus, ihre graziöse Anmuth in der Praxis des Lebens, ihre grandiose Freisinnigkeit, die Musik ihres Styls von den Wenigsten erkannt werden.

George Sand ist, was ihre Schattenseite betrifft, auch darin mit Rousseau zu vergleichen, daß sie die lieblichen Kinder ihrer Werke leider in das Findelhaus der Emancipation schickt, und daß sie die Anschauung des Universums, welche sie besitzt, und dessen Raum sie mit unzähligen Ideen bevölkert, doch nur mit dem ganz dürftigen, ungewissen Gotte des Deismus oder gar des Rationalismus ausfüllt, statt die Offenbarung Gottes als Einzigkeit mit aller Bestimmtheit auch zu begreifen. Das aber gereicht ihr auch in der Religion und Philosophie zu unantastbarem Ruhm, daß sie mit dem modernen Atheismus nicht den geringsten Zusammenhang hat, weil sie zu gedankenerregt, zu geistvoll und gründlich gebildet ist, als daß sie nicht das All in Gott und allein in Gott zusammenfassen und lieben sollte. Denn wer Gott läugnet, allen Ernstes läugnet, nach dessen Geist, ja nach dessen besonderem Verstand und geordnetem Wissen ist nicht viel zu fragen, er ist vorzugsweise geistlos, und ist — wenn er auch für klug gelten sollte — thöricht im größten Styl.

Das ist jeden Falls die große Bedeutung von George Sand, und daher knüpft sich an diese reizende Gestalt der Uebergang in die Zukunft, daß sie für das weibliche Geschlecht den Geist nicht übersieht, daß sie die Gleichstellung der Geschlechter durch die Ebenbürtigkeit im Geiste, durch die verhältnißmäßige Erregung und Befriedigung der geistigen Interessen in Frauen und Männern erreicht wissen will. Daß sie dabei das religiöse Element viel zu willkürlich nimmt, daß sie nicht erkennt, wie die wahre Kirche die nothwendige Civilisation des religiösen Lebens ist, und demnach auch die Ehe nicht als ein zufälliger Bund betrachtet werden darf, sondern als ein Bund, der allerdings auf Liebe beruht, aber in der wahren Kirche besiegelt werden muß, das ist etwas, von dem man wünschen sollte, daß es der genialen Frau auch noch zur Einsicht gelangte. Sehen wir nun jedoch durch die mißverstandene, durch die in ihrem eigentlichen Wesen nicht geahnete Sand einen wahren Schwall von Emancipationswuth des weiblichen Geschlechts über die Masse Deutschlands kommen, so daß der Affentrieb dieser Masse sich auch darin wieder bloß mit der Nachahmung, und noch dazu bloß der französischen Garderobe, dieser Blouse, dieser Halskrause, dieser Manschette, nicht mit der inhaltsvollen Geistigkeit begnügt, so thut um so mehr eine Reform in diesem Gebiete noth.

Aber wir haben zunächst, für die jetzige Zeit, in Deutschland den Zustand des weiblichen Geschlechts mit

der nöthigen Bezugnahme auf das männliche zu betrachten, bevor wir auf eine nähere Erörterung der Zukunft eingehen. —

Es ist gewiß das Charakteristische unserer Tage, daß sich Gährungsstoffe fast auf allen Gebieten des Geistes und der öffentlichen Institutionen vorfinden, daß diese Stoffe es zu einer bedeutenden Bewegung gebracht haben. Etwas anderes ist es freilich, ob dieser Proceß irgendwo schon wirklich zu fertigen Gestalten gelangt ist. So muß denn aber jene Bewegung wenigstens als Ansatz zu neuen Lebensverhältnissen auch für die beiden Geschlechter zugegeben werden. Auch der besseren Frauen hat sich in weitreichender Weise ein rüstiges Vorwärtsstreben bemächtigt. Sie wollen im Allgemeinen nicht mehr nach äußeren Vorzügen und Begünstigungen beurtheilt, sie wollen nach dem, was den Menschen zum Menschen macht, nach dem Geiste geschätzt und geehrt sein; sie wollen in solcher Ebenbürtigkeit mit den Männern, in der großen Wirksamkeit der Menschheit würdige Verrichtungen üben, und wo möglich noch andere, als bis dahin gekannt worden sind. Auch das dürfte — wenigstens in Deutschland — im Ganzen kaum mehr wahr sein, worüber noch vor Kurzem von verschiedenen Seiten her geklagt wurde, daß das weibliche Geschlecht weit hinter der Bildung der Männer zurückgeblieben sei, da wir doch keineswegs die Bildung in die bloße Masse des Wissens setzen, und mit Recht auch an dem, was Männer an sich selbst oft

ſchon Bildung nennen, ſehr gewichtvolle Ausſtellungen unternehmen könnten.

Suchen wir uns nun dieſes ganze Gebiet der Gährung und Bewegung in der deutſchen Gegenwart in Betreff der beiden Geſchlechter überſchaulich zu machen, ſo dürfte uns ein Geſammtbild der einzelnen Beſtrebungen und ihres Grundweſens aus ſehr beſtimmten Merkmalen zuſammentreten, und wir erhielten ſo die Charaktere der Emancipirten, der Blaſirten, der Enthuſiasmirten und der Iſolirten.

Wir haben uns ſchon am Anfange über die Emancipation in einer Andeutung ausgeſprochen, die wir vor Mißverſtand ſchützen möchten. Verſtünde man nur immer das wahrhaft Vernünftige unter Emancipation, dasjenige, was in der edleren Natur des Menſchen als das Sein Sollende, als Bedürfniß weiterer Entwickelung gegründet iſt, und von jedem Untergeordneteren unabhängig gemacht werden will, ſo ließe ſich gewiß gegen ſolchen Ausdruck nicht das Geringſte erinnern. Aber derſelbe unklare und oft ſogar freche Gebrauch, der mit dem Worte Freiheit in unſern Tagen auf's Neue getrieben worden iſt, hat ſich erſt recht auf dasjenige übertragen, womit die Freiheit ganz beſonders als Reſultat der Praxis bezeichnet werden ſoll, auf den Ausdruck Emancipation. Man wird das einzelne Wort der Sprache — ſo ſehr iſt es die lebendige That des Geiſtes — nie von ſeiner Geſchichte trennen können. Jedes Wort hat ſeine eigene Geſchichte, die ihm ſein Schickſal

ein für alle Mal aufprägt, und woran sich, wenn diese Geschichte zur Reife gekommen ist, nichts mehr ändern läßt, man müßte denn schon früher dazu Anstalt machen, um ein vielsagendes Wort noch zu retten. So wird es, damit wir ein Beispiel wählen, kaum mehr gelingen, dem Ausdrucke Rationalismus je noch die Berechtigung und Unwandelbarkeit des Rationalen zuzuwenden, da die Geschichte jenes Wortes ihm schon vorherrschend die Bedeutung des Rationalistischen eingeimpft, und damit alle die Seichtigkeiten einverleibt hat, welche dem Kundigen aus der Geschichte des Rationalismus bis auf unsre Tage bekannt sind. — Aehnlich ist es nun mit dem Ausdrucke Emancipation gegangen.

Schon dadurch, daß man die Emancipation, wo es sich doch nicht um Wilde, sondern um bereits civilisirte Menschen handelte, immer nur wie eine fertige, genießbare Bescheerung forderte und darauf unwirsch pochte, ohne vor allem erst von innen, also intellektuell, sich frei zu machen, schon dadurch verrieth man, daß man eigentlich noch gar nicht wisse, um welches Unwiderstehliche, Unbesiegbare es sich in der ächten Freiheit eigentlich handele. Nun gar aber kam man in jenem unfreien Dringen auf das bloße Geschenk der Freiheit noch mit der Emancipation des Fleisches. Und diese plötzlich und wild ausbrechende Orgie unserer Literatur, wenn auch von kurzer Dauer, hat dem unschuldigen Worte Emancipation vollends den Todesstoß beigebracht, und zwar um so nachdrück-

licher, als man es in jener Orgie gar nicht auf eine Verklärung des Fleiſches durch den Geiſt abſah, eben ſo wenig, wie darauf, daß alle Materie nur vorhanden ſei, um durch den Geiſt organiſirt zu werden. Sondern man nahm die Materie, das Fleiſch ſchon an ſich für berechtigt, man bezweckte einen Cultus des zügelloſen, des thieriſchen, wenn auch raffinirten Genuſſes, dem denn auch zu Grunde lag, daß der Menſch eigentlich nur ein cultivirtes Thier ſei, welches nicht aus Gott, ſondern aus der Natur ſtamme, und dieſe Frivolität, welche nahe daran war, eine Aeſthetik der thieriſchen Triebe zu ſchaffen, wurde dann (wie vorauszuſehen, da ſie ſich in die Endlichkeit eingehauſt) bald ſelbſt wieder ſatt und entnervt, und aus Ueberreiztheit, aus Schwindſucht doch wieder geiſteshungrig, und dieſer geprieſene Fortſchritt über die Emancipation hinaus war nun die Blaſirtheit.

Was aber in der Literatur nur von kurzer Dauer geweſen, und wenig Anhänger gefunden, das verbreitete ſich im unmittelbaren Leben, durch andere bloß zerſetzende Tendenzen begünſtigt, in einem ſehr bedeutenden Umfange. Denn dasjenige, was der Eigenliebe, der Eitelkeit des Subjekts ſchmeichelt, findet immer die meiſten Anhänger. So ſehen wir denn von jetzt ab nicht zwar die rohen, wohl aber die halbgebildeten Maſſen mit Behaglichkeit in einer doppelten Richtung, ohne wahrhaften Fortſchritt, als Emancipation und als Blaſirtheit auseinandergehen, oder gar als ſtumpfe Indifferenz,

als unempfängliche, todte Schlacke in der Mitte bleiben, und vollends nicht vom Flecke kommen.

Daß jedes Individuum — und mit ihm das Volk, die Gemeinde — seiner geistigen Würde nach zu unendlicher Freiheit berechtigt erklärt wurde, so lange es sich nicht durch Frechheit aller Freiheit beraubt hätte, ist eine der anerkennenswerthesten Leistungen der jetzigen Zeit; nur darf sich die Gegenwart diese That nicht als Erfindung, als Schöpfung zuschreiben, sondern allein als Wiederaufnahme und Geltendmachung eines bereits Vorgefundenen. Das Christenthum hat die Anerkennung des menschlichen Individuums für alle Zeiten in die Welt gebracht, und es ist nur eine neue Metamorphose und demnach eine wiederholte That desselben Christenthums, was gegenwärtig für das Leben des Staats und der Kirche das Individuum in seiner Freiheit in Schutz nimmt. Nur muß man freilich auch wissen, was man an dieser Freiheit eigentlich hat, und wiefern allein das Individuum zu ihr berechtigt ist, und nicht immer nur so auf's Blaue hin über Freiheit bloß raisonniren.

Wie das Christenthum überhaupt die Bewährung und Erfüllung des alttestamentlichen Gesetzes ist, so ist es auch die jener ehrwürdigen Erzählung, daß der Mensch nicht Gott sei, wohl aber nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Dieser Unterschied, der in die tiefsten Tiefen des vorliegenden Weltwesens greift, ist von vielen Modernen mit der größten

Oberflächlichkeit übergangen worden. Jenes Ebenbild aber, über dessen Sinn man außerhalb des Christenthums noch schwanken und zweifeln kann, hat das Christenthum durch das Leben und Sterben Desjenigen, der mit keinem Andern verglichen werden darf, in den Geist gesetzt. So daß in Christus und in keinem Andern dieser Geist des Menschen mit dem Geiste Gottes vollkommen Eines ist, und demnach kein Lügengeist, sondern Geist der Wahrheit und die Wahrheit selbst, welche denn auch frei macht. Wiefern nun das spätere Individuum solchen Geist in der Nachfolge seines Vorgängers ebenfalls ausprägt, und in allen nur möglichen Richtungen ausprägt, giebt es auch sich selbst den fortgehenden Beweis jener Ebenbildlichkeit und seiner Freiheit. —

Sehen wir nun aber nach jener in der Gegenwart abgegebenen Erklärung, das Individuum sei zur Freiheit berechtigt, in Folge der Emancipation des Fleisches und der Blasirtheit die Einen den Materialismus und die einseitige Cultur desselben, die Anderen das geistige Belieben des Subjekts und seinen Beruf zur Freiheit ohne objektive Nachweisung der Wahrheit, aus der erst die Freiheit stammt, als das Höchste preisen, so muß dieses eine Verwirrung der Bestrebungen, des Meinens und Dafürhaltens, des Aufklärens und Reformirens zur Folge haben, in deren wüstem Durcheinander sich viele unserer Zeitgenossen mit großer Anmaßung und Selbstbehaglichkeit bewegen. Und dieser Fanatismus eines materiellen Sich-Be-

habens und einer aus bloßer Ueberreiztheit und Entnervung entstandenen Aufklärungswuth ist denn auch bereits aus dem männlichen in das weibliche Geschlecht wie ein Miasma übergesprungen, und stellt sich uns eben dar in den Emancipirten und den Blasirten.

Die Emancipirten des weiblichen Geschlechts, wie die Gegenwart sie vielfach zur Erscheinung bringt, haben sich dadurch eine Art Verhängniß bereitet, über welches sie nicht hinauskommen, daß sie sich eben nicht bis zum wahren Geist emporarbeiten. Wollten sie es, so würden sie einsehen, daß hier erst für die Freiheit auch des Weibes ein unendlicher Spielraum sich eröffnet, ja daß hier sogar eine Ausgleichung eine Vereinigung der weiblichen und männlichen Lebensbestimmung in den schönsten Früchten zu gewinnen ist. Statt dessen verbleiben die Emancipirten im Materialismus, und lassen sich dessen Politur und Luxus, wie beide in den Bemühungen unseres industriellen Zeitalters weit gediehen sind, auf alle Weise zu Statten kommen. Aber wie bald entdecken sie die Endlichkeit und Langeweile alles Materiellen! Da sie nun aber den Geist vernachlässigt haben, und nicht einmal an ihn glauben, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich künstlich zu forciren, ungeachtet mit einer bloß forcirten Bestrebung nie etwas erreicht wird. Sie wollen das Unmögliche. Sie wollen innerhalb der Sinnlichkeit den Unterschied der Geschlechter vernichten. Sie befinden sich darin in einem merkwürdi-

gen Widerſpruch, wie er eben ihr tragiſches Schickſal wird, daß ſie, während doch die Natur allein ihr Gott iſt, dennoch dieſer Natur wieder untreu werden, indem ſie den geſchlechtlichen Unterſchied zu tilgen gedenken, der in der Natur gar nicht zu tilgen iſt, und auch in der ganzen Lebensweiſe der Frauen und Männer immer noch mit hervortreten ſoll. So entlaufen die Emancipirten dem heiligen Gebiet der Natur, ohne das heiligere des Geiſtes zu erreichen. Sie bleiben als Zwittergeſchöpfe einer hyſteriſchen Einbildungskraft auf der Grenze haften zwiſchen Natur und Geiſt, werden aus Caprice unheilig, und forciren ſich wieder und wieder zu einer Energie, die ſie gar nicht beſitzen, da ſie überhaupt ein Unding iſt, nämlich zu der, Männer zu ſein, während die Natur dennoch ſie ewig Lügen ſtraft. So entſtehen nun jene Mannweiber einer bloßen Illuſion und Renommiſterei, welche aber viel widerlicher erſcheinen, als die großen, mannweiblichen Heroen, denen wir am Anfange der neuen Zeit begegneten, welche es aus Ehrgeiz und aus dem Uebergewicht eines herrſchſüchtigen Geiſtes waren, während es die Jetzigen aus bloßer Eitelkeit und aus einem völligen Deficit des Geiſtes ſind. Das moderne Mannweib wäre es nicht, wenn ſie damit nicht Aufſehen erregte, wenn es nicht Thoren und andere leere Menſchen gäbe, die dergleichen angafften. Das moderne Mannweib iſt viel zu baar aller geſunden Energie, als daß ſie nicht den Aufwand von erzwungener Kraft ſcheute, der erforderlich iſt, um einen Mann auf die

Länge vorzustellen, ohne es zu sein, wenn sie es nicht thäte, um eben bewundert zu werden, und einen Namen zu erhalten. Und doch, was erreicht sie mit all' dem? Nicht das Geringste. Denn die anstaunende Menge verläuft sich, und ein berüchtigter Name ist eine schnöde Unsterblichkeit. Nun ist die Natur des Weibes, das statt der duftenden Blume, ihres Ebenbildes in der Natur, eine beizende Cigarre zu tragen sich forcirt, um alle Zartheit, um den eigentlichen Schmelz der weiblichen Anmuth gebracht. Die Natur ist künstlich, und doch nur in der Einbildung, ausgetrieben, und, da der Geist sich nicht herbeiforciren läßt, so entsteht nun jene Hohlheit und Bizarrerie grellster Art, welche sich kleidet, sich gebärdet, sich beträgt wie ein Mann, und dennoch nimmer ist wie ein Mann, da die Natur die Geschlechter stets auseinander hält, und selbst in der ehelichen Verbindung sie noch auseinander hält, wie diejenigen beweisen, welche aus der Verbindung als Schwester und Bruder, also wieder als Weib und als Mann, hervorgehen.

Aber setzen wir auch den Fall, der in der Wirklichkeit auf die Länge nie realisirt werden wird, es glückte der Emancipirten solchen Hohn gegen die Natur, wenigstens in der Lebensweise, durchzuführen, welche geschlechtliche Verbindung könnte wohl daraus hervorkommen? Nur eine solche, die den Widerspruch und Lügengeist in jedem Moment auf's Neue zu erkennen gäbe. Denn einmal schämt sich die Emancipirte ihrer Natur. Sie will ja nicht Weib, sie will Mann sein. Und

gerade in der Emancipirten, da sie vorzugsweise den Cultus der Sinnlichkeit pflegt, sind alle Dämonen des Geschlechtlichen losgelassen, was sie auch gar nicht verhehlen mag. So daß sie darin leider bloß Weib, und zwar lüsternes Weib ist, während sie doch Mensch sein sollte, wie der Mann ja auch Mensch sein soll. Nun ist zwar von den Emancipirten auf dieses Mensch-Sein ein starkes Gewicht gelegt worden. Aber die Emancipirte des weiblichen Geschlechts will darin Mensch sein, daß sie den Mann nachäfft, während Weib und Mann nur darin Mensch sein können, daß jeder von ihnen im edelsten Sinne Weib oder Mann ist. Denn Weib und Mann zusammen erst sind der wahre Mensch, welches in der Ehe seine heiligste und vollendetste Darstellung findet. Aber — wir wollten die Emancipirte in der geschlechtlichen Verbindung betrachten.

Die Emancipirte wählt sich natürlich einen Ebenbürtigen, nämlich wieder einen Emancipirten unter den Männern. Denn es ist in der Emancipation ganz besonders viel Lärm davon geschlagen worden, die Liebe aus bloßem Wahlvermögen sinnlicher Sympathieen sei erst die wahre Liebe; jede andere, namentlich die ideale, die wohl gar von einem ewigen Bunde spreche, müsse aufhören. Die Liebe aus Wahlvermögen aber sei nur so lange an ihren Gegenstand gebunden, als er ihr liebenswerth erscheine; drüber hinaus könne sie sich einen andern wählen, und so immer fort. —

Also die Emancipirte wählt sich wieder einen Emanci-

pirten. Wie aber soll denn wohl der emancipirte Mann, um einer solch' emancipirten Frau zu entsprechen, beschaffen sein? Soll er es sich etwa gefallen lassen, daß das ihrer eigentlichen Natur treulos gewordene Weib neben ihm als sein gespenstischer Doppelgänger existire? und eine alberne, matte Copie seiner eigenen Beschäftigungen sei? Soll er es ruhig mit ansehen, daß sie mitten im Ernste des Lebens, gegenüber der Unschuld und Wahrheit der Kinder, eine freche, lügenhafte Mummerei fortsetze? daß sie eine Sittlichkeit cokettire, die sie gar nicht besitzt, eine Sittlichkeit, welche ihre Genußsucht und Eitelkeit sogar anwidert? Soll er es gelten lassen, daß sie eine männliche Thätigkeit erheuchele, der sie gar nicht gewachsen ist, da sie nicht einmal die physische Kraft dazu hat? Oder soll der Mann, was doch eigentlich erst wirklich der Emancipation des Weibes zum Mann entspräche, sich seinerseits auch wieder zum Weibe emancipiren? so daß hier ein völliger Austausch der bisherigen Rollen, und also eine total verkehrte und toll gewordene Welt zum Vorschein käme?

Wahrlich, wenn das Männergeschlecht so tief herabsänke, sich für den Dienst des weiblichen Hofstaats werben zu lassen, um heute zur Parade, noch ein wenig antik, beim Ausfahren der Mann-Juno das Pfauenrad zu schlagen, morgen dagegen zur bloßen Nützlichkeit in der Stube, völlig modern, nur noch das Spinnrad zu treten; wenn es durch fortgesetzte Hahnreischaft und durch den Fortschritt der Freiheit dahin käme, daß

die Männer nicht einmal mehr freien dürften, sondern nur noch gefrelet würden von der emancipirten Mann-Weiblichkeit, und sogar das Recht verlören, ihr einen Korb zu geben; dann wäre die Menschheit geschändet bis in alle Zeiten, und aller Cultur letzte Stunde für das Erdleben wäre gekommen! Nur wahnsinnige Kinder (während der Wahnsinn bis dahin doch nur an Erwachsenen beobachtet worden) könnten noch von einem solch' emancipirten Geschlecht gezeugt werden, und am allgemeinen Wahnsinn müßte die Intelligenz der Menschheit versterben und aussterben. Und doch glaube man nicht die Consequenz in seiner Gewalt zu haben, wenn man das Princip einer solchen Verschrobenheit zugiebt, wie das der frechen Emancipation ist. —

Aber — der unsittliche Mensch fängt sich immer in seinem eigenen Garn. Auch die Emancipirte, obwohl sie die Bande der Natur und des Geistes zu zerschneiden vermeint, fängt sich in demselben Garn, welches sie dem Manne anspinnen möchte; sie fängt sich in dem Garn der eigenen langen Weile, welche aus dem sinnlichen Trachten einer materiellen Tilgung des Geschlechtsunterschiedes über sie kommt. Schon in unseren Tagen geht der Flor der Emancipirten, ungeachtet einer zahlreichen Anhängerschaft, sichtlich zu Ende. Nur freilich wirft diese Afterblüthe keine Frucht ab, sondern sprüht ein verzehrendes Fluidum aus, welches noch gefährlicher wirkt als die Auffprcizung jener compakteren Sinnlichkeit.

Anfangs nämlich glaubt die Emancipirte, wie wir gesehen, gar nicht an den Geist und an seine alleinige Befreiung von allen unwürdigen Gewalten, sondern sie glaubt nur an das, was die Sinne bis zur feinsten Cultur beschäftigt und aufregt. Dies ist die Frivolität der jetzigen Periode. — Daher hätten wir für die Emancipirten immer auch den Ausdruck Frivole brauchen können. — Aber die Gegenwart spricht ja so viel von dem Geist und seinen Rechten. Der Zeitgeist wird ja jetzt überall auf den Thron erhoben. Man spricht von Gewissensfreiheit, von politischer Freiheit, von Freiheit der Gedankenäußerung. Man spricht von Aufklärung, von dem gesunden Menschenverstande, von liberaler Gesinnung. Lauter Bezeichnungen, die entweder geistige Funktionen oder doch wenigstens geistige Elemente kund geben. Es muß also doch wohl etwas an dem Geiste sein. Kurz, man muß sich, um mit der Zeit auch hierin mitzugehen, wie es der Emancipirten geziemt, wieder auf den Geist legen. So gelangen wir von den Emancipirten zu den

Blasirten. — Die Blasirtheit ist in dem Sinne ein Fortschritt über die freche Emancipation, in welchem die Fieberhitze eine Erwärmung, die vollendete Entnervung eine Besänftigung, eine Beruhigung des Patienten ist. Die Blasirtheit glaubt an den Geist, obwohl wir das herrliche Wort: Glaube hier nur in dem allerflachsten und liederlichsten Sinne nehmen können. Es ist aber nur der eigene Geist, an den

sie glaubt und an den Geist der anderen Blasirten. Daher ist unter den Blasirten der jetzigen Zeit der entschiedenste Atheismus eben so verbreitet, wie der Cultus der Sinnlichkeit unter den Frivolen, da nicht bloß das Atheismus ist, zu wähnen, im Menschen nur habe der Geist Wirklichkeit, sondern auch das, einen nur problematischen Gott, um den man sich weiter gar nicht zu kümmern hat, in ganz verstandesträumerischer Weise anzunehmen, und zu fabeln, dieser Gott habe dem Menschen allein, zu völligem Belieben, das Regiment der Welt übergeben, und habe die ganze Vergangenheit, mit aller Anbetung, die sie ihm gezollt, nur wie einen Luxus, wie eine pomphafte Ankündigung drauf gehen lassen, um einige heutige, winzige Reformers anzukündigen.

Der Geist, an welchen die Blasirten glauben, ist nur der gesunde Menschenverstand des Individuums, der aber als solcher sehr krank befunden werden muß. Und wie leicht zu befriedigen und schwach an Geist, wie völlig ausgelebt diese Classe von Menschen ist, geht daraus hervor, daß sie allen Ernstes wieder auf des bekannten, dürftigen Thomas Payne Schriften hingewiesen haben, damit man sich an dessen trivialen Widerlichkeiten für Staat und Kirche, für Politik und Theologie auferbaue. Daß der Verstand schwärmen, daß der Verstand träumen könne, man hat es vielleicht bis dahin nicht für möglich gehalten; die heutigen Blasirten

beweisen es. Verstandesträumerei ist der Seelenzustand, in dem sich die Blasirtheit der Gegenwart befindet.

Auch die Blasirtheit will die Freiheit auf allen Gebieten, und setzt demnach die frivole Emancipation voraus, aber sie will nicht mehr bloß, wie die letzte, die Befreiung des Fleisches, sondern, wie sie sich wenigstens einredet, sie will auch die Befreiung des Geistes, aber in völliger Verkehrtheit. Denn die Wahrheit erst, wie wir früher ausdrücklich hervorgehoben, macht frei, die Wahrheit, die gar nicht mehr von dem Belieben des Individuums abhängig ist. Und doch ist es gerade ein sehr beliebter Gemeinplatz der heutigen Blasirten, alle Wahrheit für relativ zu halten, zu meinen, der Eine halte das Eine für wahr und der Andere wieder das Andere, was Wahrheit aber eigentlich sei, das lasse sich gar nicht entscheiden. Was ist Wahrheit? fragen sie wieder unermüdet im Sinne des Pilatus, und beantworten die Frage nie, da sie immer nur sich als Antwort geben. Daher ist denn auch das Verdrehen der Wahrheit, das bloße Debattiren, heute für und morgen wider, wie es dem eigenen Ich oder der Partei zu Gunsten gereicht, das unausgesetzte Bemühen dieser Richtung, und weil hier eben nicht die Wahrheit frei macht, sondern im Gegentheil das freie Belieben des Blasirten erst die Wahrheit selbst macht, so kommt auch überall die Lüge zum Vorschein. Dieses Lügengift der Blasirtheit, die weder den Geist, noch die Wahr-

heit, noch die Freiheit will, weil sie nur sich will, um den Ruhm des Vorwärts, aber auch vor Allem das Wohlsein des Fleisches als Gewinn zu erhalten, ist in demjenigen, was man heute wieder Aufklärung über Staat und Kirche nennt, und woraus sich nie und nimmer eine Reform bilden wird, der Grund- und Krebsschaden der Zeit.

Und auch dieser Schwindel der Blasirtheit, indem er eine götzendienerische Bewegung im Kreise um sein eigenes Ich macht, und eine Bewegung vorwärts zu machen wähnt, ist von den Männern auf einen nicht geringen Theil der heutigen Frauen übergegangen. Es ist diese Erscheinung eine ganz aparte, der Schönseeligkeit der früheren Sentimentalität entsprechende Armseeligkeit bloßer Aufklärungswuth, welche, da jetzt so viel von Pauperismus gesprochen wird, nur in Bekenntnissen einer armen Seele dargestellt werden könnte. So daß heute unter den Frauen dieses Genre's an die Stelle der einstigen Glaubensüberschwänglichkeit die trockenste Verständelei getreten ist. Denn es muß der weiblichen Eitelkeit, die schon irgendwie — das allerdings ist die Hauptsache — am Gemüthe Schiffbruch gelitten, ganz besonders schmeicheln, daß der Verstand des Individuums, auch des weiblichen, das, was das Individuum als Mutterwitz, ob viel ob wenig, so zu sagen, mit auf die Welt bekommen hat, das, was ihm angeboren ist, wie etwa schöne Augen, niedliche Hände, ohne alle weitere Denkfähigkeit und Bildung, daß das immer schon entscheiden könne,

was wahr sei und was nicht, freilich nur, um es morgen schon wieder wegzustreiten. Und so sehen wir denn diese kleinen Blasirten des weiblichen Geschlechts in der Gegenwart, wie sie zu Zeiten großer Umwälzungen besonders wild mit der Hand demoliren halfen, jetzt ganz besonders mit dem Munde demoliren, ohne daß sie es sich einfallen lassen, daß sie für einen bloßen Popanz in die Schranken treten, und daß nur dieses sie einigermaßen entschuldigen könne, ihre Blasirtheit durch die der Männer selbst ist veranlaßt worden. Ueberhaupt ist es vielleicht der tragischste Zug unserer Tage, daß diejenigen so viel Unheil anrichten in der guten Sache des Fortschritts, die so wenig Beruf dafür besitzen; daß die so viel mit Freiheitsfloskeln freveln, die eigentlich gar nicht wissen, was sie thun oder was Freiheit ist; daß Menschen als groß und als Märtyrer gefeiert werden, die unendlich winzig sind, und die, wie sehr sie sich ereifern, und wie viel Dreistigkeit sie auch beweisen, dennoch nur für einen Irrthum in's Feld ziehen.

Es stände schlecht mit unserer deutschen Zukunft, wenn gegenwärtig nur die Emancipation und die Blasirtheit unsere Frauen beherrschte. Denn von den Frauen, wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, hängt immer die Zukunft eines Volkes ganz besonders ab, weil Frauen von der früheſten Zeit den unmittelbarsten Einfluß auf die junge Generation üben. Alle bessere Zukunft aber wird bedingt durch treue und pietätsvolle Anerkennung der Vergangenheit, und wird ferner davon

bedingt, daß man einen unerschütterlichen, innigen Glauben hege an ein Ideales, welches zwar auch vom Menschen verwirklicht werden soll, welches aber nur in so fern verwirklicht werden kann, als es in einem Höheren als der Mensch bereits Wirklichkeit hat. Dieses Ideale, dessen sich viele der jetzigen Zeit schämen — wie sie sich der Vergangenheit schämen — und eben deshalb nicht daran glauben, weil sie es nicht kennen, und weil sie sich durch religiöse und sittliche Veruntreuung wie durch Denkschwäche dessen unwürdig gemacht haben, dieses Ideale ist eben der Geist, aber nicht bloß der Geist dieses oder jenes Menschen, sondern der Geist Gottes, wie er auf ein großes, heiliges Resultat der Natur und Geschichte hinarbeitet. Hätte man nicht durch einseitiges, sophistisches Philosophiren die Geschichte — freilich nur im Wahn — längst resultatlos gemacht durch einen nie aufhörenden, sich selbst verschlingenden und wieder gebärenden, bloßen Naturprozeß, der die Langweiligkeit und Gedankenlosigkeit selbst ist, so erlebten wir gegenwärtig nicht so elende Fortschritts-Männlein und Weiblein, die von der Freiheit des Geistes schwatzen, ohne an den wahren Geist zu glauben, die eine bessere Zukunft anstreben, ohne Liebe zum Ideal und ohne die schöpferische Kraft, es zu verwirklichen. Der deutsche Radikalismus hat seine gänzliche Unfähigkeit zu jeder Produktion nicht ergötzlicher aussprechen können, als darin, daß er schon am Ende seiner noch jungen Tage, in einer Art von Greisenalter schon seiner ersten

Kindheit, die Kritik, und zwar eine unfehlbare Kritik, als Wissenschaft aller Wissenschaften, als Kunst aller Künste hingestellt hat. Wahrlich, wenn auch Gott, wie diese modernen Selbstgötter und Kritiker, statt einer herrlichen Welt nur eine elende Kritik geschaffen hätte, was hätte dann ohne Welt die impotente Kritik jener modernen Kritiker wohl kritisiren sollen? Aber wir wenden uns von den Blasirten der Gegenwart zu den

Enthusiasmirten. — Wenn ich hier von Enthusiasmus spreche, so verstehe ich darunter nicht die Narrheit eines erheuchelten Außersichseins, auch nicht den kindischen oder phantastischen Ausbruch von Verwunderung über die erste beste Trivialität, die der Phantast selbst erst hinaufschraubt zu einer verkrüppelten Carikatur. Sondern ich verstehe darunter jene Empfänglichkeit für die Herrlichkeit der Welt Gottes, sowohl für das vortreffliche Einzelne in ihr, als für sie als Ganzes, jedoch so, daß dieser Enthusiasmus nie das Bewundernswerthe bloß bewundert, sondern auch dessen sich klar und mit aller Wärme bewußt wird, was er selbst zu thun berufen ist, und also von dem Geiste des bereits Geschaffenen sich zu eigenem Schaffen oder doch wenigstens zum Handeln fortgerissen sieht. Dieser Enthusiasmus, diese jugendlich freudige Begeisterung, welche das Gottesreich, ob geistlich ob weltlich, durch alle Trübheit der Erscheinungen hindurchleuchten sieht, und es immer weiter ausbreiten will, hat bis dahin noch alle

wahrhaft großen Menschen, Frauen wie Männer, erfüllt, wenn sie solcher Begeisterung oft auch den profansten Ausdruck geben, und sie erfüllt auch die besseren Frauen und Männer der Gegenwart. Sie machen denjenigen Theil der Nation aus, der harmonisch gebildet genug ist, um zu wissen, was leider viele nicht wissen, was die Deutschen an ideeller Gediegenheit, an geistiger Hoheit bereits erarbeitet haben. Jene Frauen und Männer sind durchdrungen davon, und dieser ächte, glühende Nationalstolz, der die Bescheidenheit des Einzelnen, wenn er an sich und seine Mängel denkt, nicht ausschließt, sondern fordert, dieser begeisterte Nationalstolz ist Enthusiasmus, und ist jetzt auf's Neue — wie er sich auch zur Zeit der Freiheitskriege großartig bewährt hat — unter den Besseren und Besten, unter Frauen und Männern im deutschen Vaterlande erwacht.

Dieser Enthusiasmus ist das gerade Gegentheil der obigen Blasirtheit, selbst bis auf gewisse Uebereilungen hin, welche bei ihm aus einem Zuviel des Geistes entspringen, aus einer zu sanguinischen Lebendigkeit, seine Ideen zu verwirklichen; während die Blasirtheit überall das Zuwenig des Geistes, den letzten Rest desselben zu erkennen giebt, und dennoch ihre Frechheit für Tugend, ihre tendenzmacherische Entnervtheit für Leben in der Oeffentlichkeit ausgiebt.

Der Enthusiasmus der jetzigen Zeit hat darin einen Vorzug vor dem einer früheren, daß er die bloße Sentimentalität

überwunden, und mit dem Gemüth zugleich den Verstand in sich cultivirt hat, was jetzt namentlich bei Frauen mehr als zu einer anderen Zeit hervortritt. Der Enthusiasmus der Gegenwart will im Unterschiede von der Blasirtheit die Sache selbst, nicht bloß das Mittel zu ihr; er will die Versöhnung mitten im Kampf, nicht den ewigen Hader, die Mäkelei, die Erbitterung bloß der Erbitterung wegen; er will die Wahrheit, nicht bloß die Demonstration und noch dazu die einer bloßen Schein-Wahrheit; er will den Nationalzweck, nicht bloß die Privatabsicht oder gar die Tendenz der bloßen Partei.

Und so versprechen uns die Enthusiasmirten auch unter den Frauen der jetzigen Zeit eine schöne Zukunft, sowohl in Hinsicht ihres eigenen Geschlechts als des Vaterlandes überhaupt. — Es ist ein eigenthümlicher Zug des weiblichen Enthusiasmus der Gegenwart, daß er das längst durch die stille That bewiesen oder widerlegt hat, in Betreff dessen unter den Männern immer noch Streit über das Ob und das Wie geführt wird. Statt sich in den Kampf zu mischen über Vertheilung der Arbeit, über den Zustand des Proletariats, über die Hebung oder wenigstens doch Linderung der Armuth, sehen wir viele enthusiasmirte Frauen der jetzigen Zeit, besonders in größeren Städten, den Wohlthätigkeitssinn und die Erweckung der niederen Classe zu Lebensfrische und Arbeitslust im weitesten Umfang und mit freudiger Aufopferung üben. Und wenn viele unter den Männern immer noch bei sich im Zweifel sind,

ob nicht dennoch der Emancipation des weiblichen Geschlechts in dem Sinne Zugeständnisse zu machen seien, daß die Frau auch männliche Lebensfunktionen dem Buchstaben und nicht dem Geiste nach übernehme, so sehen wir gerade diejenigen Frauen, welche für eine Reform ihres Geschlechts, wie wir sie in der nächsten Vorlesung betrachten werden, im höchsten Grade begeistert sind, gegen die Emancipation in der frivolen Bedeutung eine öffentliche Meinung nicht bloß, sondern ein öffentliches Sittenbewußtsein und Sittengericht bilden. Und wenn endlich einige Männer immer noch pedantisch darüber debattiren, wiefern die Frau, ohne ihre Pflicht als Gattin, als Mutter und als Wirthin zu vernachlässigen, Beruf habe zu geistiger Thätigkeit in erhöhterem Grade als bisher, so sehen wir die Enthusiasmirten jetziger Zeit als Gattinnen, als Mütter und als Wirthinnen sich auszeichnen, und doch mit lebendigstem Interesse sich betheiligen an so vielem, was die Vorwärtsbildung der Nation in den Detail's des Volks- und Gemeindelebens angeht. Und dieser Enthusiasmus des weiblichen Geschlechts bildet gegenwärtig in Deutschland denjenigen Verein, dem vorzugsweise — wir wiederholen es — die Zukunft der nächsten Generation übergeben ist. Wir brauchen hier natürlich das Wort Verein nur ganz im Allgemeinen. Denn es kann nicht ausbleiben, daß in einer Zeit, wie die jetzige, welche immer noch nicht weiß, wie das Problem der Zukunft gelöst werden soll, viele der Besten auch unter den

Frauen, in ſtiller Reſignation, im Bewußtſein deſſen, was ſie wollen, was ſie für die Gegenwart und Zukunft bereits mitgewirkt haben, dennoch in mancher Beziehung iſolirt leben.

Die Iſolirten, welche unter Frauen und Männern der Gegenwart, ungeachtet des herrſchenden Vereinsweſens, häufiger ſind, als man glauben ſollte, weil ſich eine neue Zeit erſt immer aus dem dunkeln Vorgefühl und der Zerſtreuung der Geſellſchaft durch die Iſolirtheit der Beſonnenen hindurch wieder in die Geſellſchaft den Weg bahnt, bezeichnen den geraden Gegenſatz, auch in dem heutigen weiblichen Geſchlecht, zu den Emancipirten. Wie dieſe aus Eitelkeit und innerer Leerheit immer nur nach dem Rauſch der Geſellſchaft ſtreben, und nie zu ſich ſelbſt kommen, weil ſie eben in ihre ſinnliche Exiſtenz verliebt ſind, und ſich dann, um als Notabilitäten gefeiert zu werden, durch die Blaſirtheit erſt recht verflüchtigen und veröden; ſo kehren die ſich Iſolirenden mit der Entdeckung in die Einſamkeit zurück, daß ſo die Geſellſchaft, von Frivolität und Blaſirtheit durchzogen, nicht bleiben dürfe, wie ſie jetzt iſt, und ſammeln ſich in der Zurückgezogenheit für die Zukunft und die beſſere Geſellſchaft. Und wenn die Iſolirten, ganz ſo wie die Anhänger der Emancipation, zunächſt nur eine bloße Stellung bezeichnen, ſo werden doch beide dadurch zu Charakteren, wie die Blaſirten und Enthuſiasmirten es ſchon an ſich ſind, daß der Iſolirte den Enthuſiasmus in ſich zur

Besonnenheit ausbildet, der Emancipirte dagegen zur Verödung des blasirenden Standpunktes fortgeht.

Die Isolirten unter den Frauen und Männern der jetzigen Zeit, wie wir sie im Sinne haben, können es nun aber unter sehr abweichenden Constellationen sein. Im Allgemeinen isoliren sie sich aus Liebe zur Gegenwart, aber aus Enthusiasmus für die Zukunft, ein Enthusiasmus, der nur durch das wüste Durcheinander unserer Tage einstweilen zur Entsagung gedrängt wird. Aber diese Entsagung ist nicht müßig, sondern sie arbeitet in irgend einer Weise bereits jetzt für die bessere Gesellschaft. Schon Göthe nimmt, was den Lärm der Zeit betrifft, für die zweite Hälfte seines reichen, stets dem Edelsten gewidmeten Lebens diese Stellung ein, und es ist die größte Spießbürgerlichkeit und Flachheit einiger Modernen, die ihm das als Theilnahmlosigkeit für die öffentlichen Thatsachen ausgelegt haben. Wer war wohl thätiger, und zwar für die Menschen, für die wirklichen Verhältnisse, für ein gesundes Gedeihen der Nation unverdrossen thätiger, als gerade er? Und so ist es für unsern Fall um so merkwürdiger, daß Göthe dasselbe Werk, in welchem er die Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft in den ideenvollsten Zügen entwirft, daß er die noch so selten verstandenen Wanderjahre die Entsagenden nennt.

Was nun aber die heutige Isolirung unter den Frauen ganz insbesondere angeht, so erfolgt dieselbe bei Vielen aus

dem Schmerz über die überhand nehmende Blasirung ihrer männlichen Umgebung. Das edlere, tiefere Weib, welches durch Anlage, Erziehung, Selbstbildung, aus Zartheit und Pietät nicht anders kann, als den Unterschied der Geschlechter, welcher durch die Natur gesetzt ist, in aller Reinheit bewahren, aber eben so sehr die Ebenbürtigkeit mit dem Manne, die Ausgleichung des Geschlechtlichen im Geist als dringendste Aufgabe erkennt, ist gerade in der jetzigen Zeit oft dem härtesten Kampf überwiesen. Wo sind schon hinlänglich die Leiden gewürdigt, welche ein weibliches Wesen der Art durchzumachen hat, wenn es, wie so häufig, mit einem Manne in ein eheliches Verhältniß getreten, der das, was heiligste Ueberzeugung in der Frau ist, mit stumpfer Rohheit ablehnt, es als Vorurtheil, als Frömmelei bezeichnet, oder der, selbst schon hinlänglich verkommen durch Emancipation und Blasirtheit, jeden reinen Enthusiasmus in der Frau, ihr Leben für den Familienberuf und die Pflege des Geistes in sich und den Kindern, mit bornirter Aufklärungswuth, wohl gar mit sinnlicher Begierde antastet? Hier beginnt eine Tragödie, mitten im modernen Familienkreise, die vielleicht nie auf die Bretter kommt, die aber auf der Bühne des wirklichen Lebens spielt, und alle Gestalten des herbsten Leidens vorüberführt, welche nur je im Tragischen erfunden worden sind. So daß selbst die heiligsten Besitzthümer des Geistes, die Religion, die Wahrheit, die Schönheit der tyrannischen Herrschaft des Mannes erst abgekämpft werden müs-

sen. So ist, um nur bei der Religion einen Augenblick zu verweilen, Gretchens Frage nach dem Glauben des Faust eine ewige Frage des Weibes an den Mann, zu der das Weib daher auch stets berechtigt ist, eine Frage, die aber für unsere Zeit eine besonders tragische Geltung hat, und die oft mit welcher Härte und Verstocktheit, mit welcher gewissenlosen Läugnung und Verspottung des Heiligsten von dem Manne bei Seite geschoben oder beantwortet wird, ohne daß es dem Antwortenden beikommt, während doch nichts gewisser als das, daß seine verneinende Antwort in der Lüge wurzelt, daß er mit all' seiner Aufklärung, und gerade durch sie, der Beschränkte ist und nicht die Frau. Daher denn auch, wenn die Frau nicht selbst schon in den Taumel der Emancipation oder der Blasirtheit hineingerissen ist, eine Isolirung derselben mit den Kindern, so weit es möglich, erfolgt, um nur das Edlere, das Reinere, in eine bessere Zukunft, welche die Mutter in den Kindern hofft, hinüberzuretten.

Aber die Isolirung entsteht bei Einigen des weiblichen Geschlechts häufig auch daraus, daß ungewöhnliche Anlage und Bildung, die nach Aeußerung verlangen, wenn sie sich äußern, von ihrer weiblichen Mitwelt, vielleicht von der Welt überhaupt, nicht begriffen, nicht beachtet werden. Nicht alle hervorragende Erscheinungen der Art in der weiblichen Sphäre haben die Gunst der Umstände, eine empfängliche Mitgenossenschaft zu erfahren, wie dieses doch wenigstens einigermaßen

Bettina'n und Rahel'n zu Theil geworden ist. Obwohl namentlich die letzte, ungeachtet sie das seltene Glück gehabt, einen Gemahl zu finden, der ihre große Bedeutung vollkommen zu würdigen wußte, sich noch viel darüber zu beschweren hätte, daß ihr tiefer Gedankengehalt, ihre geheimsten, wunderbar gestimmtesten Seelenzustände, dem Leser in der liebenswürdigsten Weise vertraut, ihre Vereinigung von Enthusiasmus für alles Große mit heller, geistreicher Verständigkeit, ihr tapferes Ringen für die Zukunft der Frauen, lange nicht genug anerkannt oder doch wenigstens beherzigt worden sind. Wir sehen den Grund davon, daß die besten deutschen Schriftstellerinnen immer noch nicht gebührende Gerechtigkeit und aufgeschlossenes Verständniß, zumal bei ihrem Geschlecht, erfahren, besonders in dem noch häufigen Mangel an eigener, freier Gedankenthätigkeit in den Leserinnen, so daß solche bei ihrer Lektüre auch immer mehr auf Verhältnisse, Verwickelungen und Entwirrungen, kurz auf **äußere** Begebenheiten, im Roman, in der Novelle, achten, als auf die großen Ereignisse im Geist, auf Ideen, auf Gedanken, von denen, wenn sie bedeutend sind, doch erst das Aeußere seine wahre Größe erhält. Auch aus diesem Grunde ist die belletristische Literatur des Auslands, die jene äußerlichen Interessen besonders befriedigt, vorzugsweise beliebt. Man frage nur einmal, wie viele Frauen sich für den köstlichen Wilhelm Meister und wie viele sich für Bulwer's Eugen Aram oder

den neueſten Sue'ſchen Tendenz-Roman entſcheiden werden. Was aber nochmals den gerügten Mangel betrifft, ſo beweiſt er allerdings, daß die weibliche Erziehung noch vielfach deſſen entbehrt, was auf den Geiſt wirkt, was ihn anſpannt, ihm jenen Reiz beibringt, der von der Wahrheit, Schönheit, Fülle des Gedankens ſelbſt herrührt, ſo daß der Geiſt ſchon in dieſem eine unendliche Nahrung und Befriedigung findet, und nun der Geſchmack auch das äußere Ereigniß um ſo beſſer zu würdigen weiß. — So überweiſt alſo auch der Mangel an intellektueller Bildung in den Empfangenden viele der Hervorbringenden des weiblichen Geſchlechts ebenfalls einſtweiliger Iſolirtheit, und ſie überlaſſen ſich nicht ſelten der literariſchen Wirkſamkeit nur noch, um eine beſſere Zukunft herbeizuführen.

Endlich iſt es die große Monotonie unſerer heutigen geſelligen Zuſtände, welche viele der bedeutenderen Frauen zur Iſolirtheit bringt. Denn weder die ſchon ſeit den Freiheitskriegen in gewiſſen Kreiſen herrſchend gewordene, ſchöngeiſtige Unterhaltung, welche man vor allen anderen geiſtreich genannt, und die ſich, äſthetiſch nur am Theetiſch, mit Recht ziemlich verrufen gemacht hat, noch auch dies heutige geſellige Schwätzen über politiſche und kirchliche Zerwürfniſſe, ein Schwätzen, deſſen letzter, humanſter Zweck, um Frauen und Männern zuſammen ein Feſt zu bereiten, oft doch nur ein großes Zweckeſſen in bunter Reihe iſt, kann unmöglich denjenigen Frauen genügen, deren Geiſt mündig geworden, und die nun eine dem

gemäße Zusammenwirkung anderer Mündigen auch in der Geselligkeit fordern. So bleibt denn ihnen einstweilen ebenfalls nur Entsagung und Wirken mehr in der Zurückgezogenheit übrig, um eine günstigere Zeit zu erleben oder doch wenigstens den Künftigen zu erarbeiten.

Haben wir nun von der heutigen Isolirung der Frauen gesprochen — womit wir indessen immer nur die eine Richtung neben den anderen dreien bezeichnet, deren Verwirklichung jedes Mal durch die Individualität bedingt wird, — so möchte es zweckmäßig sein, aus früherer und jetziger Zeit zweier literarischer Erzeugnisse zu gedenken, welche beide, ebenfalls aus einer gewissen Isolirtheit hervorgegangen, beweisen, in wie hohem Grade im Geist eine Vereinigung des geschlechtlichen Unterschiedes, oder doch wenigstens ein Austausch desselben erreicht werden kann. Beide Produkte, sehr verschieden von einander in Inhalt und Form, und doch beide unter den Gesichtspunkt der Natur zu bringen, dürften nicht so bekannt sein, wie sie es verdienen. Das eine von einem Manne, der stets einen starken Zug in sich gespürt, an dem Glanze der großen Welt wirksamen Theil zu nehmen, um sich dann wieder der tiefsten Einsamkeit zu überlassen; das andere, ohne Zweifel, wie es denn doch die Schreibart verräth, von einer Frau, die gewiß ebenfalls viel Welt gesehen, sich mit Anmuth in den ausgesuchtesten Kreisen bewegt, die tiefste Sinnigkeit sich

bewahrt, und aus innerstem Bedürfniß wieder und wieder einsamer Forschung sich beflissen hat.

Die erste dieser Schriften sind die Handzeichnungen nach der Natur von Hippel, dem berühmten Humoristen, eine Idylle, wenn man will, aber ungewöhnlicher Art, die mit so zarter Anempfindung des Gemüths an die Natur, mit einer so innig treuen Kindlichkeit und warmen Hingebung der Einbildungskraft an das Stillleben ländlichen Friedens hingehaucht worden, daß man meinen sollte, nur ein weibliches Wesen habe so etwas hervorbringen können. — Die andere Schrift: das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens (Berlin, Verlag von Veit & Comp. 1842), deren Verfasser all' seinen Enthusiasmus für die Herrlichkeit des Naturlebens durch die Isolirtheit der Forschung zu einer so klaren, gedankenreichen, wohl stylisirten Besonnenheit bändigt, und, ungeachtet alles Eingehens auf manches wissenschaftliche Detail, dennoch sich die frischeste Jugendlichkeit in der geistvollen Auffassung der Erscheinungen bewahrt, daß dieses Produkt ein wahrer Jungbrunnen für die geistlose Greisenhaftigkeit männlicher Empiriker werden könnte, und zugleich eine Ermuthigung für ein gewisses, immer noch hie und da zu bemerkendes, weibliches Tändeln im Aeußerlichen oder in bloßer Belletristik, um zu würdigeren Gegenständen sich zu erheben. Denn wer dürfte, unter Umständen, ohne der wahren Freiheit der Frauen zu

nahe zu treten, etwas dagegen einwenden, wenn auch ein weibliches Wesen, durch besondere Individualität veranlaßt, also auch wohl durch Talent und Bildung ausgezeichnet, die Frage nach dem Wesen der Dinge sich und andern auf originelle Weise zu beantworten unternimmt? —

So eilen die Frauen allerdings einer freieren Stellung und Entwickelung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entgegen, um im Unterschiede von der frechen Emancipation und der entnervten Blasirtheit durch Enthusiasmus und Isolirung zu einer höheren Einigung der Geschlechter im Geist und im Leben zu gelangen. Sehen wir doch auch jene außerordentliche, geniale Frau, welche in Frankreich solchen Wendepunkt bezeichnet, George Sand, durch Enthusiasmus für Poesie und sociale Lebensverhältnisse, wie durch Isolirung von aller Halbbildung, dieselbe Zukunft uns vertreten. Auf das Speciellere solcher Reform wollen wir in unserer nächsten Betrachtung weiter eingehen.

Vierte Vorlesung.

Hochverehrteſte!

Die Beſonnenen aller Zeiten haben es ſtets gewußt, und nur die Leichtfertigen haben bis dieſe Stunde nicht daran glauben mögen, daß die Zukunft immer anders kommt, und bis in alle ihre weſentlichen Einzelnheiten ſich anders verwirklicht, als diejenigen bezwecken, welche immer nur mit ihrer Privat- und Partei-Weisheit experimentiren, und nach dem eiteln Ruhme geizen, die Zukunft bloß durch ihre Namen verherrlicht zu ſehen. Noch dazu iſt dieſe Weisheit meiſtens ſo unreiner Art, daß ſie ohne alles Weitere die Leidenſchaft des Individuums, ſein perſönliches Gelüſten ſchon für ein Recht ausgiebt, ſich anmaßt, aus dieſem nur eingebildeten Rechte die Zukunft zu deuten, und nun gar ſie völlig in der Gewalt zu haben. Das Unberechenbare der Zukunft, dieſer ſcheinbar bloße Reſt, der in gar keine Natur- und menſchliche Willens-Thätigkeit aufgeht, iſt vielmehr immer der ſtärkere Faktor alles Geſchehens, iſt dasjenige, woraus alle menſchliche Frei-

heit erſt herkommt und wohin ſie wieder zurückgeht. So daß es ein ganz ideenloſer Calkül der Geſchichte wäre, einen Zeitraum immer nur als das Facit einer gewiſſen Naturwirkung und der menſchlichen Willensthätigkeit zu betrachten, und als ſolche vorauszuſagen. Wie nimmer ein Kunſtwerk entſteht aus dem bloßen, wenn auch noch ſo ergiebigen Stoff und der gewandteſten Verſtändigkeit, ſo läßt ſich auch nie die Geſchichte machen aus bloßen naturwüchſigen Grundlagen und einer verſtändigen Vielgeſchäftigkeit. Sondern die Geſchichte iſt eben ſo in ihrem Leben bedingt, wie das Kunſtwerk, außer den naturgemäßen und verſtändigen Mitwirkungen, von einem nicht zu Erzwingenden, dem eigentlichen Geiſte der Ereigniſſe, dem die natürlichen Subſtrate wie die verſtändigen und frei handelnden Menſchen nur dienen, ſie mögen wollen oder nicht. Nie wird eine Natur- und Geſchichts-Periode, geſchweige denn die Natur und die Geſchichte ſelbſt, richtig erkannt werden, ohne dieſe unbekannte und doch offenbare Größe der Begebenheiten mit in Anſchlag zu bringen; und daſſelbe gilt denn auch von der Zukunft.

Dieſes der Verſtändigkeit ſtets Entfliehende, Unberechenbare verleiht aber der Geſchichte den höchſten Reiz, und eröffnet demjenigen, welcher mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht den Urwillen der Begebenheiten anerkennt, erſt recht ein Gebiet, auf welchem er in dem Sinne Prophet ſein darf, als er, ohne

das letzte Wann und Wie jenes Willens zu durchdringen, gerade aus ihm das Gesetz der Zukunft entnimmt. Dieses Gesetz aber ist das des zureichenden Grundes, und giebt es für unsern Fall auf's Deutlichste an die Hand, daß sich allerdings aus den einzelnen Thatsachen und geistigen Bedürfnissen der Besten unserer Zeit eine Durchschnittsbestimmung dessen, was da kommt, angeben lasse, immer jedoch so, daß dieses Kommende seinen eigentlichen Charakter, die Einzigkeit seiner Individualität, seinen Anfang und sein Ende, sein zeitliches Schicksal und seine ewige Geltung durch eine höhere Freiheit und Entscheidung erhalte, als aller menschlichen Erfahrung zugänglich ist. Diese Weltanschauung liegt denn auch der alten Prophetie zu Grunde, welche immer ihren Ausgangs- und Endpunkt in einem Höheren nimmt als sie selbst, und eben darin Erfüllung wird. Ja dieses ist auch die eigentliche Verfahrungsart der alten Orakel, wenn auch in viel matterer Weise und in mehr profanem Bewußtsein. Daher das Geheimnißvolle, das Tastende, das Schwankende ihrer Bildlichkeit, daher die Vieldeutigkeit, das Räthselspiel und das nur Unbestimmte ihrer Weissagung, die dem Menschen, dem Priester, der da in Kühnheit spricht, auch schon wieder, indem er spricht, den Mund verschließt. Der Priester spricht, und ist auf dem Wege klar zu werden, aber der Gott tritt verstärkteren Schrittes aus dem Innern des Hierophanten hervor, und offenbart ihm, daß er den Weg an das Licht des Erdentages nicht vollenden

dürfe, wie er doch angefangen ihn zurückzulegen. Dieser heilige Schreck vor dem Begonnenen, von Seiten des Priesters, diese Unterbrechung des Weges, diese Unterbrechung der Rede, von Seiten des Gottes, fixirt dieselbe zum bloßen Bilde, oder verflüchtigt den bestimmten Ausgangspunkt in die bloße Allgemeinheit.

Was nun uns betrifft in Ansehung der Zukunft, um welche es sich hier handelt, so wollen wir uns weder in ein orakelndes Spiel mit dem Heidenthum einlassen, noch auch, zu Gunsten unseres Thema's, gar in die Anmaßung verfallen, ein Prophetenthum nachzuahmen, hinter dem wir dennoch unendlich zurückbleiben würden. Sondern wir wollen nur in der Art von der Zukunft hier zu sprechen wagen, als wir von der Vortrefflichkeit und dem großen Berufe der deutschen Nation auf's Innigste erfüllt sind. Wir wollen es in dem Sinne, als es leicht ist, dem eine schöne Zukunft vorauszusagen, der eine reiche Vergangenheit und eine rührige Gegenwart aufzuweisen hat. Wir wollen es in dem Sinne, als wir nur dasjenige hervorzuheben gedenken, was allerdings, nach dem, was vorliegt, gegenwärtig noth thut. Aber auch, bei dieser Art die Zukunft zu betrachten, wüßten wir nicht anders zu bestehen, als indem wir demjenigen Geiste der künftigen Ereignisse, trotz aller Gunst der Natur und der Kräftigkeit menschlicher Willensbestrebung, die Entscheidung überlassen, auf welchen wir als auf den Lenker des ganzen Processes bereits hingewiesen haben.

Im Verfolge der neuen Zeit in Bezug auf die beiden

Geschlechter hatten wir in unserer vorigen Entwickelung Deutschland in näheren Betracht gezogen. Wir hatten uns Nürnberg zur Zeit der jungen Reformation vergegenwärtigt mit seiner künstlich behäbigen Bauart, mit seinen harmlos und heiter gearteten Menschen. Ueber die traurige Ausländerei, besonders in der Nachahmung der Franzosen, hatten uns die unvergeßlichen Genien unserer classischen Literaturperiode siegreich hinweggeholfen. So gelangten wir nach Weimar, und erlebten hier eine Zeit der Bildung, der seltensten Vereinigung von tüchtiger Gesinnung, Wahrheitsliebe, von Geschmack und feinem Lebenstakt, wie sie wenige Nationen aufzuweisen haben, eine Blüthe der Gesellschaft, eine Blüthe des deutschen Volkes, welche uns reiche Früchte versprach. Nochmals wandten wir uns dem zu, was unsere großen classischen Schriftsteller des Herrlichsten unter uns gewirkt haben, und ferner noch wirken werden. Wir gingen darauf zum Auslande über, verweilten einen Augenblick unter den Frauen Englands, und begrüßten nun die genialste Erscheinung, welche die ganze jetzige Literatur Frankreichs aufzuweisen hat, jene außerordentliche Frau, deren erhabene Zwecke, deren glänzende Schöpfungen wir durch die abweichendsten Phasen ihres Lebens hindurch verfolgten, wir begrüßten George Sand, von der wir bekennen mußten, ohne ihre Mängel zu verschweigen, daß sie ganz besonders den Wendepunkt bezeichne für die weitere Entwickelung des weiblichen Geschlechts überhaupt, womit wir aber schon die Reform

andeuteten, welche auch in Deutschland insbesondere bevorstehe. Und so kehrten wir denn zunächst wieder zu unserer eigenen Nation zurück, um hier den gegenwärtigen Zustand der beiden Geschlechter und zumal den des weiblichen weiter zu erörtern. Die Gährung und Bewegung der deutschen Gegenwart in Betreff der Frauen und Männer führten wir uns vor unter den Charakteren der Emancipirten, der Blasirten, der Enthusiasmirten und der Isolirten. Mit den ersten beiden aber mußten wir uns, da sie völlig unerquicklich und, so lange sie in ihrem gegenwärtigen Zustande verharren, ohne heilbringende Bedeutung für die Zukunft sind, dem Principe nach auf's Entschiedenste auseinandersetzen. Dagegen fanden wir im Enthusiasmus und in der Isolirtheit der Gegenwart eine unverkennbare Hindeutung auf die Zukunft.

Es versteht sich aber wohl von selbst, daß wenn wir in unserer Betrachtung von Enthusiasmirten und Isolirten sprechen, dieses doch keineswegs so genommen werden darf, als wäre damit schon die ganze Eigenthümlichkeit und Lebensweise derer erschöpft, welche in diese Richtung einschlagen. Sondern der Enthusiasmirte kann sehr wohl neben seiner warmen, begeisterten Hingebung an seinen Gegenstand auch eine sehr kalte Erwägung und Besonnenheit in anderer Beziehung besitzen, und der Isolirte kann nach gewissen Seiten hin auch sehr weit reichende Verbindungen haben und äußerst gesellig sein. —

Daß eine Reform in dem Verhältniſſe der Geſchlechter zu einander nöthig geworden ſei, geht ſchon daraus hervor, daß man die gerechte Forderung ſich klar zum Bewußtſein gebracht hat: es ſoll das Weib mit dem Manne in voller Ebenbürtigkeit und in derſelben Freiheit anerkannt werden, ſo wie daraus, daß man dennoch ſich ſo weit verirren konnte, die Forderung durch Emancipation und durch Blaſirung erfüllen zu wollen. Aber dann beweiſt vor allem die Gewißheit, daß die beiden letzten Richtungen gegenwärtig immer noch ſo zahlreiche Anhänger haben, wie dringend es ſei, eine Veränderung eintreten zu laſſen. Nun wäre es aber anmaßend und undankbar gegen die Vergangenheit, von einer Reform ſchlechthin zu ſprechen. Denn wer wollte es läugnen, wie viele Vorurtheile im Verhältniſſe der Geſchlechter zu einander bereits niedergekämpft ſeien; aus welchem Kampf denn das große Reſultat hervorgegangen iſt, worauf wir auch fort und fort hingewieſen haben, daß der natürlich beſtehende Unterſchied der Geſchlechter ein Vorzug auch für den Geiſt ſei, daß dieſer Unterſchied erhalten und cultivirt werden müſſe, und daß erſt ſo im Geiſt eine Einigung des geſchlechtlichen Unterſchiedes erreicht werden könne, eine Einigung, welche die vollendete Gegenſeitigkeit der weiblichen und männlichen Natur, ihre Harmonie und demnach der Unterſchied und die Einheit beider zugleich iſt. — Hat

man nun gegenwärtig dieſes Letzte des Reſultates auch erſt als zu erreichendes Ziel erkannt, ſo hat man es doch erkannt, und ſo iſt alſo von uns die Reform nur fortzuſetzen, die aber dennoch, wenn ihr Kreis einſt durchlaufen ſein wird, für ſich auch als ein Ganzes genommen werden muß.

Alſo eine fortgeſetzte Erziehung und Selbſterziehung beider Geſchlechter zu einer gleichmäßigeren Harmonie im Geiſt, um dadurch auch das leibliche Gedeihen, die leibliche Würde, die äußeren Rechte der Individuen, der weiblichen wie männlichen, das öffentliche Leben ſicher zu ſtellen und durch den geiſtigen Gehalt zu verklären, iſt dasjenige, was der Zukunft in einem ganz beſonderen Grade anheim fällt. So vollbringt ſich die Zukunft der beiden Geſchlechter:

in der Reform der Familie,
in der Reform der Schule,
in der Reform der Geſelligkeit.

Die einzelnen Fäden jedoch, in welchen ſich die Forthildung der Geſchlechter zu geiſtiger Ebenbürtigkeit in der Familie, Schule und Geſelligkeit fortſpinnt, ſind die Religion, die Vaterlandsliebe, der Weltbürgerſinn. In der Familie erſcheinen ſie noch in der einfachen Fügung einer patriarchaliſchen Gegenwart, in der Schule ſollen ſie ſich aus der Vergangenheit der verſchiedenſten Weltperioden ergänzen, und die Cultur als ein Geſammtgewebe aller Zeiten darlegen, in der Geſelligkeit ſollen ſie wieder in das unmittelbare Leben, aber

in eine reich gebildete Gegenwart, einschlagen, und sich trotz der Verwirrung des ungeheuern Materials in schöner Weise wieder entwirren.

Daß eine Grundreform, als Fortführung aller bisherigen Cultur, und zwar unseres ganzen Bestehens, von den allgemeineren Institutionen bis zur Lebensstellung der Geschlechter zu einander und des Einzelnen in ihnen, dasjenige ist, was jetzt am meisten noth thut, was wir nicht bloß wollen, was uns wie eine Gottesmahnung der Bestand der Thatsachen aufdringt, Niemand wird es bestreiten. Aber das Wie, nicht das Daß oder das Was, ist es, woran, wie in einer babylonischen Verwirrung, Alle mit Allen auseinandergehen. Und doch ließe sich das Wie wohl ausfindig machen und die Verwirrung wohl heben, sobald nur erst, jener Reform entsprechend, eine sittliche Läuterung von Grund aus über uns, die Streitenden, gekommen wäre. Es ist gewiß, daß während die Gleichgültigen, die ewig nur in der Mitte Stehenden, die größte Verachtung verdienen, daß auch die extremen Parteien so lange nichts ausrichten werden, so lange sie in dem Grade von Haß gegen einander sich fortreißen lassen. Der pure Haß ist nicht bloß Schwäche des Gemüths, er ist auch Schwäche des Verstandes, und in so fern Schwäche der Vernunft selbst; der pure Haß jedoch ist eben deshalb auch Verstocktheit des Willens und darum zurechnungsfähig; was aber noch dazu kommt: der pure Haß ist völlig unpro-

duktiv. Indem wir nun hier Gemüth, Verstand, Vernunft berühren, stoßen wir an den ersten wunden Fleck der jetzigen Zeit, der geheilt werden muß, wenn die Reform auch der geschlechtlichen Verhältnisse in's Leben gerichtet werden soll, denn sie soll doch vor allem eine vernünftige sein; ja die Heilung jenes Grund-Schadens ist schon der Anfang unserer Reform.

Wie die frühere Zeit, so ehrenwerth sie auch war, vielen Unfug trieb mit dem Gemüth, indem sie es wohl besonders pries als das sogenannte gute Herz, und wie daraus die flachste Sentimentalität und Selbstrechtfertigung des Individuums hervorging, ganz dem gemäß preisen sie jetzt wieder ohne Ende den gesunden Menschenverstand, und es entspringt daraus, wie wir gesehen, die allerseichteste Aufklärung und dieselbe Selbstrechtfertigung des Individuums. Aber es wird in der heutigen Zeit auch wohl an die Stelle des gesunden Menschenverstandes die menschliche Vernunft gesetzt, und aus dieser Setzung geht dann erst recht der unverschämteste Götzendienst, die Selbstanbetung des Individuums hervor. Denn sogleich heißt es von dieser menschlichen Vernunft — jedoch mehr nur im Munde derer, die so eine Art versprengten philosophischen Bewußtseins haben — sie sei das Höchste, was es überhaupt gebe. Nur der Philister und seine Frau, an die zur Aufklärung diese Versicherung jener neuesten Popularitätsphilosophie gerichtet wird, schwanken denn doch noch etwas

ſtark darüber, ob die Vernunft auch wohl wirklich höher ſein ſolle als der Verſtand, und nicht vielmehr der Verſtand höher als die Vernunft. Ja der Philiſter nebſt Frau ſind allen Ernſtes geneigt, den Verſtand höher zu ſtellen als die Vernunft, da ja das Wort Verſtand ſo plauſibel iſt, und ordentlich, ſchon dem Klange nach, zum leichteren Verſtehen einzuladen ſcheint. Genug, die Lehre vom guten Herzen, welches doch auch bisweilen ſehr böſe ſein kann, und vom geſunden Menſchenverſtande, welcher aber an der fatalen Krankheit leidet, vieles nicht im Mindeſten zu faſſen, und von der menſchlichen Vernunft, die dem Philiſter zwar unklar iſt, vor der er aber doch einen angeborenen Reſpekt hat, dieſe drei bilden die moderne Dreieinigkeit, an welche der Philiſter blindlings glaubt, ohne ſich im Entfernteſten darüber Skrupel zu machen, daß er völlig auch dieſe Dreieinigkeit nicht verſteht. Aber, was dem Philiſter ſchmeichelt, iſt dieſes, daß er jedes der drei Momente beſagter Dreieinigkeit ſelbſt, in eigener Perſon, beſitzt. Denn welches Philiſters Herz wäre nicht im Grunde gut, nach ſeiner Meinung nämlich, und welcher Philiſter hätte nicht, vielleicht wenig gelernt, aber doch einen geſunden Menſchenverſtand, und welcher Philiſter endlich wäre nicht bei ſich, das heißt denn doch wohl bei Vernunft? Und aus dieſer flachen aber auch frechen Dreieinigkeitslehre von dem guten Herzen, dem geſunden Menſchenverſtande und der menſchlichen Vernunft iſt heut zu Tage

ein Dünkel sonder Gleichen, ja ein wahrer Fanatismus ausgebrochen, und auch unter viele Frauen gefahren, ein Fanatismus, der aber neben dem Dünkel auch noch den finsterſten Haß nährt gegen jeden anders Denkenden, und noch dazu wähnt, dieſer Haß ſei etwas Rechtes. Und ſolcher Dünkel nun eben, ſolcher Schwindel über die menſchliche Vernunft, der ein Vernunft-Schwindel ſelbſt iſt, muß erſt fortgeſchafft werden, um für die Reform auch der geſchlechtlichen Verhältniſſe reinen Grund zu finden. Denn es iſt eine unendliche Geiſtes- und zwar, was das Uebelſte iſt, auch Religions-Verſchlaffung, ungeachtet des fortwährenden Geſchreies nach Fortſchritt und Aufklärung und Gewiſſensfreiheit, aus jener modernen Dreieinigkeit hervorgewuchert. Und zwar iſt die Schlaffheit dieſe.

Wie der moderne Philiſter (wir könnten auch ſagen: der Blaſirte), trotz aller Geſundheit des Menſchenverſtandes, doch alle Wahrheit bodenlos bezweifelt, indem er, wie wir geſehen, ſtets mit Pilatus fragt, was iſt Wahrheit? und eben damit meint, jeder halte etwas anderes für wahr wie der andere, und was Wahrheit eigentlich ſei, laſſe ſich gar nicht ausmachen; ganz ſo fragt er auch, unbeſchadet ſeines guten Herzens, was iſt denn eigentlich gut, und was iſt bös? Herkömmliche Vorſtellungen! antwortet er, der eine hält dieſes für gut, der andere wieder jenes. — Und endlich fragt der Philiſter auch eben ſo, was iſt ſchön? Ueber den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten, antwortet er, es iſt Geſchmacksſache, ſagt

man ja, das heißt denn doch wohl, was eigentlich schön sei, läßt sich nicht ergründen. — Und diese Laxheit in Ansehung der Wissenschaft, in Ansehung der Religion und Sittlichkeit, wie in Ansehung der Kunst, wie sie noch täglich unter dem Namen: gesunder Menschenverstand unter Damen und Herren empfohlen und jetzt gar unter der Bonbon-Devise: Aufklärung und Fortschritt herumgereicht wird, diese Laxheit, welche höchstens nur noch denjenigen Cultus zuläßt, in welchem die menschliche Vernunft als der große Götze der Welt angebetet wird, hat denn auch die Folge gehabt, daß man neuerdings mit schamlosester Dreistigkeit den Egoismus wieder in ein System gebracht, und im Angesichte der Frauen, ja unter Zustimmung einiger Frauen selbst, die Wildheit der Ehe für Freiheit, die Zurückführung des Geschlechtstriebes auf den Naturzustand, wenn auch mit einiger Verfeinerung und Eleganz, ebenfalls für Vernunft erklärt hat. Wiefern es sich nun also wirklich hier darum handelte, den Menschen wieder zum Sklaven der Natur und der Sinnlichkeit zu machen, so war für dieses Unternehmen der Ausdruck Emancipation allerdings richtig gewählt, denn Sklaven emancipirt man, obwohl Sklaven dadurch nicht frei, wenigstens im edelsten, im tiefsten Sinne nicht frei werden.

Was nun aber die Vernunft selbst betrifft, welche, so verkehrt verstanden, wie angedeutet worden, eben jener faule Fleck ist, der fortgeschafft werden soll, und welche Vernunft doch auch wie-

der das ist, was den Fleck fortschaffen soll, so wird die wahre Reform der Zukunft es sich freilich nicht beikommen lassen, die Vernunft unvernünftig zu läugnen, aber auch nicht, sie unvernünftig zu überspannen, sondern sie wird die Vernunft in die ihr gebührenden, ewigen Rechte einsetzen. Es ist nicht so leicht, ein durchweg vernünftiges Leben zu führen, wie diejenigen meinen, welche mit der Vernunft überall um sich werfen. Und doch soll es geführt werden, auch die Nation soll es führen, und alle Gesetze und sonstigen Institutionen haben die Aufgabe, vor allem vernünftig zu sein. Es giebt keinen entschiedneren Feind des Maßlosen, des Willkürlichen, des Fanatischen als die Vernunft, und doch, wie maßlos, willkürlich und fanatisch würden viele sich zeigen, wenn sie sich über das aussprechen sollten, was sie unter Vernunft verstehen.

Wenn nun aber doch die Meisten geneigt sein dürften, das Klare, das Einleuchtende, die bewußte Uebereinstimmung mit den Dingen, und zwar die Uebereinstimmung des urtheilenden und mit dem Urtheil abschließenden Erkennens, schon Vernunft zu nennen, so müßte doch eben deshalb hauptsächlich zugegeben werden, daß die Objekte, daß das Gesetz der Dinge, daß die sich ihrer bewußte Allgemeinheit dabei mitzusprechen haben, und daß sich nie der Einzelne oder die Partei aufwerfen darf, um so für sich auszumachen, was vernünftig sei und was nicht. Und so müssen wir uns hier aus Mangel an Zeit schon damit begnügen, daß ein jeder Wohlwollende,

wie man zu ſagen pflegt: ſeiner fünf Sinne Mächtige und alſo nicht Blödſinnige, im Hinblick auf ſeine Mitmenſchen und die Dinge, ſchon immer herausſpüren werde, was im Allgemeinen Vernunft ſei und was unvernünftig, denn es giebt eine Durchſchnitts-Vernunft, oder vielmehr einen Beſtand menſchlichen Uebereinkommens, der ſich ungeachtet aller Zweifelſucht und Sophiſtik, ungeachtet aller Schwankungen nach den Extremen des Aberglaubens und Unglaubens unwandelbar gleich bleibt. Aber das iſt gewiß, und für unſeren Zweck wohl zu bedenken, die menſchliche Vernunft iſt keineswegs im Beſitze des ganzen Weltgeheimniſſes und ſeiner Enthüllung, am wenigſten, daß ſie es wüßte, wie eine Welt hat werden, oder wie ſie nicht hat werden können, ungeachtet die Welt doch da iſt. Hier greift einzig und allein die Religion ein, und iſt daher in der künftigen Reform der Familie Grundelement; ſie iſt das Princip aber auch das Reſultat des Menſchenlebens.

Die Religion ſoll die ganze Exiſtenz des Menſchen umfaſſen, ſie ſoll der äußerſte Ring aller Cultur ſein, der Ring, welcher die Frau mit dem Manne, die Familie mit dem Volke, den Prieſter mit der Gemeinde, den Menſchen mit der Menſchheit, die Erde mit dem Himmel, die Menſchheit mit Gott vermählt, und beide auch ſchon in der Gegenwart — im chriſtlichen Sinne: — in Eins fügt. Die Religion vor allem — denn aus ihr folgt erſt die wahre Sittlichkeit —

ſoll die Geſchlechter züchtig auseinanderhalten, indem ſie dieſelben geiſtig zu einander führt, ſie aber auch von aller Prüderie erlöſen, und ſie, wenn Liebe es fordert, durch die Heiligkeit der Ehe auch leiblich vereinen, aber auch in der Ehe durch den Geiſt und die Wahrheit Frau und Mann als frei bewahren. So bedarf es für die Geſchlechter keiner beſonderen Emancipation, denn die Religion ſchon ſagt mit Recht, wir wiederholen es abſichtlich: wen die Wahrheit frei macht, der iſt frei. Es bedarf daher für die Geſchlechter nur einer gewiſſenhaften, aber auch umfaſſenderen Ausbildung der Anlage und vor Allem des Wahrheitsſinnes, der Liebe zur Wahrheit, als bisher, und ſie ſind frei. Dieſe Ausbildung, dieſen Erweckungsproceß des ganzen Menſchen aber fordert vorzugsweiſe die Religion, was viele der Jetzigen ihr gar nicht zutrauen werden. Dieſelben, welche die Religion abſchaffen wollten, haben daher auch am Lauteſten für die freche Emancipation der Frauen geſprochen.

Soll nun jedoch von der religiöſen Grundlage des Familienlebens aus in der tieferen Organiſirung des Verhältniſſes der Geſchechter fortgeſchritten werden, ſo müſſen in der Religion Glaube und Erkennen, Gemüth und Verſtand zugleich geſetzt und befriedigt werden, wie ſie ſchon an ſich in der Vernunft zugleich geſetzt ſind. Dies iſt vielfach überſehen worden. Man muß aber nur nicht meinen, daß es hiebei mit dem, was man heute, oft wohlfeil genug, Aufklä-

rung nennt, ſchon allein gemacht ſei. Denn die Aufklärung, welche ihre Schranke nicht eingeſteht, welche von der Tiefe des Gemüths, von der unendlichen Aufgabe der Wiſſenſchaft, und beſonders von dem unwandelbaren Gehalte des Glaubens abſtrahirt, iſt ſchon die in der Luft ſchwebende Seichtigkeit. Man muß nicht die in der Tiefe des Gemüths wurzelnde Natur des Weibes ſo grob verkennen, daß man wähnen ſollte, die Frauen zu fördern, ihre Harmonie mit den Männern im Geiſt zu erreichen, wenn man ihnen bloß einige Formeln des geſunden Menſchenverſtandes reicht, und das tiefe Bedürfniß der Hingebung an den Urgrund der Exiſtenz unbefriedigt läßt, oder dieſes Bedürfniß wohl gar mit modernen Phraſen irre leitet. Thut man dieſes, ſo folgt eine Zerrüttung des weiblichen Weſens, welche im günſtigſten Falle nur Fanatismus des Verſtandes, in der Regel aber eine galopirende Schwindſucht aller Sitte und Sittlichkeit, eine hohle Genußſucht, eine nervöſe Erhitztheit aller Seelenkräfte nach ſich zieht, welcher Zuſtand immer neuer Reizmittel bedarf, um die Exiſtenz nur noch auszuhalten, geſchweige denn ihre Herrlichkeit zu ahnen, und dem Geber dafür zu danken; eine Seelenverfaſſung, die endlich bei jener Blaſirtheit ankommt, welche wir bereits geſchildert haben, und welche die mündig oder vielmehr blödſinnig gewordene, frühere Frivolität iſt. Stimmen nun gar auch Männer, und zwar aus Grundſatz, noch ein in die Vortrefflichkeit ſolcher Wüſtheit, ſo iſt allerdings gar nicht abzu-

ſehen, wo die Kräfte noch ſein ſollen, welche eine Nation im Kirchlichen und Politiſchen vorwärts bringen können. Und doch iſt während der letzten Jahre ſolches Gift vielfach in Deutſchland verſchleppt und als Lebensbalſam angeprieſen worden. Auch viele der neueren und neueſten, im Hexenbottich der Blaſirtheit und Entnervtheit gebrauten, franzöſiſchen Romane — die von George Sand natürlich ausgenommen — haben ein unſeliges Unheil über die Gegenwart gebracht. Außer vielem Anderen haben auch ſie das Ihrige dazu beigetragen, eine ganz grundloſe Sicherheit zu erzeugen, und das Heil des Lebens in die Aufprickelung der Nerven zu ſetzen, woraus zuletzt immer eine vollſtändige Lebensſattheit hervorgeht. Es ſcheint, als wenn unter den jetzigen deutſchen Schriftſtellern beſonders der treffliche Berthold Auerbach in ſeinen letzten Werken die ausdrückliche Miſſion habe, gegen dieſe Blaſirtheit der Gegenwart zu wirken.

Aber die Familie der Zukunft hat keineswegs bloß ſo in's Allgemeine hin für die Religion zu erziehen, ſondern ſie hat durch die Religion auch für die Kirche zu erziehen, oder vielmehr iſt die wahrhaft religiöſe Erziehung ſchon die Kirche in der Familie. Wenn nur erſt wieder in derjenigen Schicht der Geſellſchaft, welche die Halbbildung ausmacht, eine würdigere Auffaſſung von dem, was Kirche iſt, verbreitet wäre! Das Volk, die Gemeinde werden nie irre werden an ihrem Glauben und daher auch nie an der wahren Kirche. Aber je-

ner Halbſchlag von Bildung, jenes Zwitterweſen von Fühlen und Denken, von Glauben und Wiſſen, von Gemüth und Verſtand, jener unſelige Dilettantismus, mit geringer Kenntniß und noch weniger Geiſt und gar keiner Gewiſſenhaftigkeit, der mit ſeinem geſunden Menſchenverſtande und der neueſten Tendenz-Literatur in alles hinein experimentirt, um nur Aufklärung zu bewirken, die noch dazu keine iſt, er verdirbt alle diejenigen, Frauen wie Männer, die, wie er ſelbſt, weder zum Volke noch zur Gemeinde gehören.

Wie weit die bloß zerſetzende Richtung dieſes abſtrakten Verſtandes geht, das haben wir aber auch in den modernen Bewegungen der Philoſophie geſehen. Denn erſt hieß es unter den Vorkämpfern dieſer Bewegung, die Kirche ſei übrig, denn ſie beruhe ja wie die ganze chriſtliche Theologie auf leerer Mythe. Dann aber hieß es ſchon bald darauf, auch die Religion ſei unnütz, denn ſie ſei ja eitel Aberglaube, ſie müſſe vielmehr durch Philoſophie erſetzt werden. Jetzt indeſſen, nach der neueſten Proklamation, wird auch ſchon die Philoſophie von jenen Philoſophen nicht allein in Zweifel gezogen, ſondern ſie wird bereits abgethan, um durch Induſtrie, durch Communismus oder durch die erſte beſte, nur vor allem ſolide und wo möglich empiriſche Wiſſenſchaft vertreten zu werden. —

Nun liegt es aber auch im Weſen der Religion, von der menſchlichen Exiſtenz nie und nimmer getrennt werden zu

können, nicht bloß umgekehrt. Es liegt aber ferner in ihr, wenigstens gewiß in ihrem Fortschritt, den Menschen nie in der Isolirung zu lassen, sondern ihn mit andern Gleichgesinnten zu verbinden, wie Alle ja mit Gott verbunden sein sollen. Kurz, die Religion wird nothwendig Kirche, denn: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Dies ist schon der Anfang der Kirche. So ist die Kirche, wie ich es schon einmal bezeichnete, die nothwendige Civilisation der Religion. So daß die Religion — und dies ist die Aufgabe, welche in der Zukunft bereits die Familie zu lösen beginnt — auch die Möglichkeit verhüten muß, daß der einzelne Mensch, ob weiblich ob männlich, etwa im Wahn seiner exklusiven Bildung, in religiösen Dingen sich selbst genug sei. Er darf dieses nicht, um wahrhaft frei, um wahrhaft religiös zu sein. Es muß ihn zu anderen Menschen ziehen, weil es ihn zu Gott zieht. Eine Religion der Aufgeklärten — die jetzt wieder vielfach beliebt wird — ist daher noch gar keine Religion, denn es soll gerade in der Religion die höchste Freiheit dargestellt werden, auch das Frei-Sein von allem Exklusiven, von aller Bevorzugung. Kurz, die Kirche vor allem, für welche in der Zukunft, sorgsamer, als es jetzt der Fall ist, schon die Familie die beiden Geschlechter erzieht, um allem Aberglauben wie Unglauben zu steuern, hat jenen Geist, der mitten unter den Seinigen ist, zu repräsentiren, denselben Geist, welchen wir am Anfange dieser Vor-

leſung bereits für die Geſchichte überhaupt als den eigentlichen Geiſt der Ereigniſſe erkannten, der aber auch in der Kirche, und in ihr erſt recht, mehr iſt als alle Naturgunſt und menſchliche Willenskraft, mehr iſt als fromme Gefühle und ſchöne Aufklärungsgedanken, aber auch mehr iſt als Prieſterherrſchaft und Sektirerei. —

Wie nun die Familie der Zukunft durch die Religion für die wahre Kirche beide Geſchlechter erzieht, ſo erzieht ſie beide auch für das Vaterland. Dieſes dürfen wir in keiner Weiſe gering anſchlagen, auch nicht für die Frauen. Und wie wir an einer früheren Stelle eine in der Luft ſchwebende Aufklärung als gefährlich bezeichneten, ſo muß hier jede kopfhängeriſche Engherzigkeit, tändelnde Gefühlszerfloſſenheit, falſch verſtandene Frömmigkeit, alles gedankenloſe Verſinken in den todten Buchſtaben des Dogma, aller Zelotismus auf religiöſem Gebiete, der das Politiſche, wie wir es meinen, bedenklich findet oder doch gering anſchlägt, und wähnt, das Weltliche ſei ſchon ſo ohne alles Weitere das Ungöttliche, eben ſo unwahr und gefährlich befunden werden.

Die Reform der Zukunft fordert es ſogar im Intereſſe der Religion, die den ganzen Menſchen geſund wiſſen will, daß die Harmonie der beiden Geſchlechter auch nach der Seite des Staates hin ausgeführt werde. Die Alten waren darin viel weiter vorgerückt, viel unbefangener und geſunder als wir. Die Engländer und Franzoſen vollends haben darin die

jetzigen Deutschen um ein Bedeutendes überflügelt. Nicht daß Frauen im Politischen eine Rolle übernehmen sollen, eben so wenig wie im Kirchlichen. Das ist und bleibt eine Ausgeburt der modernen Schwärmerei. Auch wollen wir uns jedes Kokettiren mit patriotischen Gefühlen oder gar mit politischen Einsichten, diplomatischen Spitzfindigkeiten weiblicherseits höchlich verbitten. Die weibliche Natur ist zu wichtig in ihrem Beruf, zu unendlich in ihrer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit, als daß sie zu dergleichen bloß tändelnden und eiteln Mystifikationen ihre Zuflucht nehmen dürfte. Aber allerdings kann die Ebenbürtigkeit des Weibes und Mannes im Geist, ihre beiderseitige Harmonie nur dadurch thatsächlich erreicht werden, daß auch das weibliche Geschlecht nicht ununterrichtet bleibt in den Grundzügen, welche die Verfassung des Vaterlandes bilden, dessen Stellung nach außen bedingen, damit die Frau auch wisse, wofür sie fühlt, wofür ihr Herz mit allen Pulsen warmer Selbstentäußerung schlägt, um, wenn es drauf ankommt, auch tapfer zu sein, nicht mit der Waffe in der Hand, wohl aber mit begeisterter Größe der Entsagung, mit der auch sie nach Art der Römerinnen, und größer noch, weil menschlicher, diejenigen dem Tode weiht, die hinaus ziehen, um die Schmach der Nation zu ahnden oder abzuwehren. Auf dem Boden einer gründlicheren Kenntniß vaterländischer Zustände als bisher soll ein Patriotismus auch den Frauen erwachsen, welcher sich als Einsicht vereinigt mit einem Enthusiasmus, der als Gefühl, als

ſchöne Pietät für das Vaterland dem Weibe faſt angeboren iſt. Auch die Frau ſoll allerdings mit warmer Innigkeit ohne alle Reflexion, aber dennoch mit klarem Bewußtſein, für das Vaterland leben und wirken, ſich freuen mit ihm und leiden mit ihm, an ſeinem Ruhme Theil nehmen, aber bereitwillig auch Opfer für daſſelbe bringen.

Aller in unſerer Zeit ſo beliebten, kirchlichen wie politiſchen Kannegießerei, bei der nur Verſchrobenheit und Unheil herauskommt, all' dieſem ewigen Reizen und Prickeln, dieſem ſo gedankenloſen wie unreinen Demonſtrationsweſen und ſophiſtiſchen Debattiren für und wider kann nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß jeder aus Einſicht und nicht aus Unwiſſenheit ſich darauf beſcheidet, ſeine Stelle würdig auszufüllen, um dann erſt recht mit der Geſammtheit zu leben, und daß demnach jeder, ob Frau ob Mann, mit Bewußtſein in der Gemeinde wie in der Nation ein miterbauendes und nicht untergrabendes Leben führt. Ein ſolches Leben, welches ſchon in der Familie beginnt, und deſſen Leitung das würdigſte Prieſterthum des Hausvaters iſt, gewöhnt ein jedes Mitglied ſchon von früh daran, die Zuſamengehörigkeit aller Gemeinden in der wahren Kirche, aller Nationen in der Menſchheit zu betrachten, und hieraus wird ſich von ſelbſt der wahre Weltbürgerſinn erzeugen, oder vielmehr, jene Betrachtung, jene Zuſammenſchauung iſt ſchon Weltbürgerſinn.

So werden nun die in der Familie der Zukunft hier be-

sonders hervorgehobenen Momente: Religion, Vaterlandsliebe, Weltbürgersinn in der künftigen Schule und Geselligkeit sich noch reicher entfalten.

Aus diesen Grundlienien, welche wir für ein künftiges Familienleben zum gleichmäßigen Gedeihen beider Geschlechter gezogen haben, folgt nun eben, damit solcher Zweck gründlich und in religiöser wie sittlicher Lauterkeit erreicht werde, daß auch der vielseitigeren, ideellen Bildung der Frauen mehr Raum gegeben werde, als es bis dahin geschehen. Dieses wird die beste Abtödtung aller Anwandlung zur unächten Emancipation und vollends zur Blasirtheit sein. Ist erst der Geist dasjenige, was den Menschen zum Menschen macht, so ist die Ausbildung des Geistes, nach den verschiedensten Seiten hin, (nicht die Cultur bloß des Gedächtnisses oder gar nur der Gefallsucht oder des körperlichen Anstandes,) wenn auch immer nach Maßgabe der Eigenthümlichkeit individueller Natur dasjenige, was die Frauen als ihr Recht zu fordern haben, und ohne welches ihre Ebenbürtigkeit mit den Männern nie ein für alle Mal gesichert werden kann.

Freilich ist, um es zu einer solchen Reform der Familien-Bildung in der jüngsten Generation zu bringen, nöthig, daß die Reform schon mit der älteren beginne. Nun ist aber die oben charakterisirte Blasirtheit, diese Tochter der Frivolität, als tägliche Gesellschafterin hie und da auch schon in unser heutiges Familienleben eingeschlichen, und hat sich zu einem

förmlichen Mitgliede aufgeworfen. Und die Blaſirtheit hat einen Verwandten mitgebracht, welcher ſich an die Stelle des früheren Hausfreundes gedrängt, des Hausfreundes, der in der alten Zeit eine ſo herrliche Geſtalt in dem deutſchen Familienleben ausmachte, und es in dem beſſeren noch iſt. Jener frivole Miteindringling, jener ſelbſt blaſirte Hauſirer, iſt welſcher Abkunft, und hat die germaniſche Reinheit der Sitten, der Frömmigkeit, der Treue, der Liebe hie und da — denn der Kern der deutſchen Nation iſt unverſehrt geblieben — von Grund aus gefälſcht. Jener Miteindringling hat die heiligen Gebräuche des Hauſes im Rücken des Hausherrn oder der Hausfrau geläſtert, dieſe Gebräuche ſelbſt verdrängt, durch leichtfertige erſetzt, Unſegen auf Unſegen gehäuft, und ſich noch ſtets, wenn er ſeine Zwecke erreicht, auf und davon gemacht, um weiter zu ſcharmutziren. Jener moderne Miteindringling in die Familie, ein Bruder der Blaſirtheit, iſt der Cicisbeo im umfaſſendſten aber auch im übelſten Sinne.

Es iſt nämlich unter den Leichtfertigen der jetzigen Zeit ein nicht ſo ſeltener Brauch, daß der Gatte eigentlich durch gar kein Band — am wenigſten durch ein geiſtiges — an die Gattin mehr geknüpft wird, weil die geiſtige Seite des Lebens, die ſelige Beſchränkung durch Pflicht, ihn anwidert. Aus ſolcher Verwitterung des geiſtigen Menſchen heraus übt er nun jene inhumane, ſchlechte Toleranz, den Arm ſeiner Gattin ein für alle Mal einem Anderen, dem Cicisbeo, zur Führung

zu vertrauen. In diesem Ein-für-allemal liegt eben der unheilbare Schaden. Es entsteht nämlich aus solchem Ein-für-allemal eine Gegenseitigkeit der schlechten Toleranz zwischen den beiden Gatten, ein Uebereinkommen auf Ehebruch, wie man etwa mit aller Ueberlegung einen sonstigen Pakt schließt. Jeder der beiden Gatten sinnt auf eine neue Wahl, ohne daß äußerlich die bisherige Ehe aufgehoben wird. Man übt gegen einander, zu gleichem Vortheil, Nachsicht aus; man drückt auf beiden Seiten, zu dem, was Jeder zu thun gedenkt, wie man zu sagen pflegt, ein Auge zu, und tödtet sich so gegenseitig in seiner innersten Sittlichkeit. Diese nichtswürdige Emancipation, dieser moralische Tod sogar beider Geschlechter ist die Hauptwurzel für die Weltheit und den süßlich-eleganten Phrasen-Charakter vieler unserer Zeitgenossen, und wirkt wie ein Fluch von Geschlecht zu Geschlecht. Und erst da, wo eine Familie sich rein erhält von dieser veränderungssüchtigen Quadrupel-Alliance eines vierfachen Ehebruchs, erst da hat die Reform, von der wir sprechen, fruchtbaren Boden gefunden, um die jüngere Generation beider Geschlechter schon von vorn herein für die Ebenbürtigkeit und Gleichstellung im Geist zu erziehen.

Wir haben uns nun aber auch die künftige Reform der Schule und der Geselligkeit zu vergegenwärtigen, ohne daß wir deshalb brauchten für jede dieser besonderen Sphären au's Neue das Religiöse, Patriotische und Weltbürgerliche dem Worte nach hervorzuheben.

Wie sich die Reform der Familie in der der Schule fortsetzt, so ist hier vorzugsweise das weibliche Geschlecht für die Zukunft zu berücksichtigen, wie von uns auch bereits angedeutet worden, denn es handelt sich jetzt ja ganz besonders um die systematische Entwickelung des Geistes, und ein altes Vorurtheil will hie und da noch immer das weibliche Geschlecht lediglich auf eine zufällige Belebung des Geistes, auf das bloße Gefühl und die leibliche Existenz zurücksetzen. Nun haben wir zwar ebenfalls es schon bemerkt, daß, wie in der gegenwärtigen Zeit Frauen und Männer einander gegenüber stehen, gar nicht mehr behauptet werden dürfe, daß die Frauen im Allgemeinen hinter den Männern in der Bildung zurückgeblieben seien. Aber die Frauen haben diesen Aufschwung, diese bereits vorhandene Ausgleichung viel mehr der Nachwirkung unseres classischen Zeitalters, sie haben sie mehr dem unmittelbaren Leben, sie haben sie den Genien zu verdanken, die sich unter ihnen selbst in neuester Zeit erhoben, als daß unsern bisherigen Schulen, wie sehr wir deren sonstige Verdienste auch anerkennen, diese Förderung schon sollte zuzuschreiben sein.

Es kommt bei der weiblichen Bildung für unseren Zweck gar nicht in dem Grade auf die Masse der Kenntnisse an, zum Beispiel auf eine Polyglotte aller modernen Sprachen, als auf eine innere Gediegenheit und Vielseitigkeit, die aber auch im Stande sein muß, zunächst in der Muttersprache

all' den Werth und all' den Reichthum, alle die Klarheit und Anmuth wiederzugeben, welche den Geist, der innen waltet, abspiegeln. Denn die Muttersprache und ihre wahrheitsvolle, schöne Behandlung kann durch nichts anderes — am wenigsten bei Frauen — ersetzt werden, da allein in der Muttersprache die Nerven liegen, welche unmittelbar in die innere Unendlichkeit des Individuums hinüberleiten. Daher denn auch in dem Worte Mutterwitz, wenn man bedenkt, daß in allem Witz etwas Elektrisches zuckt, das Angeborene, das Ursprüngliche der Individualität, dessen Leiter eben die Muttersprache ist, sehr sinnvoll anklingt.

In der künftigen Reform der Schule ist für das weibliche Geschlecht daher vorzüglich auf die Belebung der Seelenkräfte zu eigener Thätigkeit zu achten, auf die Anregung des Gefühls nicht bloß, auf die Erweckung des Nachdenkens nicht allein, sondern auch auf die des Denkens und der Freude am Denken, kurz: auf die Mündigkeit der ganzen Intelligenz in der würdigsten Bedeutung derselben.

Diese freie, selbstständige Bewegung des Geistes, an die sich auch das weibliche Geschlecht gewöhnen soll, damit sie ihm, wie sie auch seine Natur ist, wieder zur anderen Natur werde, wird für das männliche Geschlecht besonders durch die Universität herbeigeführt, wenigstens sollte sie es. — Mag man gegen die deutschen Universitäten, wie sie gegenwärtig bestehen, sagen, was man wolle, und man hat bekanntlich viel

gegen sie gesagt, sie sind dennoch nur [illegible] Institute, wie sie kein anderes Volk besitzt, und auf welche die Deutschen stolz sein dürfen. Die zeitgemäße Reform der Universität ist höchst wünschenswerth, und wird sehr bald eintreten müssen, aber der Grundverfassung derselben wird man nicht an's Leben kommen dürfen, wenn man nicht mit dieser Verfassung auch dasjenige zerstören will, was der eigenste Beruf der Deutschen auch für die Zukunft ist. Die deutsche Universität hat auch in ihrem jetzigen Bestehen den Sinn, in dem Verein ihrer Fakultäten den wesentlichen Zusammenhang aller Wissenschaften als eine und dieselbe Wissenschaft darzustellen; sie hat die Bedeutung, die ideale Natur der Wissenschaft, den Werth, den diese in sich selbst hat, der bloßen Nützlichkeitskrämerei des profanen Lebens gegenüber unermüdet und mit aller Begeisterung zu repräsentiren, und dennoch solche Idealität auch praktisch mit dem Leben, mit der Nation zu vermitteln. Hiezu bedarf es allerdings noch mancher Umgestaltung, sowohl was den noch viel zu wenig gegliederten und lebendigen Verband der Fakultäten mit einander und deren Ausweitung in Seminare betrifft, als was die Art angeht, wie vom Katheder aus die Doktrin den jungen Männern lebendig überliefert werden soll.*) Aber schon das ist der unendliche Segen der jetzigen deut-

*) Man vergleiche meine Schrift: die große National-Feier des dritten Universitäts-Jubiläums zu Königsberg (Königsberg, 1844, Tag und Koch) Beilage Nr. 1 und 2.

schen Universität, daß sie ein Asyl ist gegen das in unsern Tagen ganz besonders um sich wuchernde, bloß industrielle Princip, welches alles und jedes nur berechnet nach Dampf- und Pferdekraft, welches trotz alles Freiheits-Schwindels dennoch den arbeitenden Menschen selbst gern in eine Maschine verwandeln möchte, um nur überall die größtmögliche Wohlfeilheit und Geschwindigkeit der physischen Arbeit als baaren Gewinn zu ziehen. Und wahrlich, es wäre dieser heutigen, nichts Höheres als den Materialismus und Mechanismus kennenden Blasirtheit äußerst willkommen, wenn sie allen Geist, von dem die Wissenschaft immer noch spricht, in bloßen Dampf auflösen, die Universitäten in Fabriken verwandeln könnte, denn der Dampf ist das einzige Pneuma, an welches sie noch glaubt, er ist recht eigentlich ihr deus ex machina. Die Universität hat sich nun eben ihrer Natur nach — wie schon der Student mit rühmenswerther Jugend-Hoheit alles Philisterthum abstößt — auch dem modernen Philisterthum des Dampfes und der Procente von Grund aus zu widersetzen. Diese Freiheit des Geistes um des Geistes willen, wie die Universität sie vertritt, geht denn auch mehr oder weniger bleibend auf alle diejenigen über, welche einst wahre Bürger der Universität gewesen, und theilt sich oft selbst denen noch mit, die an einem Universitätsorte leben, und nur einigermaßen in einem geistigen Verhältniß zu jenen gestanden haben; auch bildet sich daraus in Allen das Bewußtsein von der wahren Würde des Menschen, ohne welches eine Nation auf die Länge gar nicht bestehen kann.

Um ſo mehr wünſchen wir [illegible] Reform der Zukunft als eine nothwendige Veränderung, die auch den Frauen, die für eine weitere Ausbildung des geiſtigen Berufs fühlen, Gelegenheiten werde, in den höheren Sphären des geiſtigen Lebens Stunden zu machen. Denn wir ſind männliche Inſtitute für das weibliche Geſchlecht, wie das männliche ſie in den Universitäten hat? Ich gestehe es, bemerke eine offenbare Lücke in der weiblichen Erziehung zwiſchen der Schule und dem Leben, eine Lücke, welche kein Penſionat ausfüllt und auch nicht ausfüllen kann, eine Lücke, die nur ein Inſtitut ausfüllen wird, welches an die auf der Schule bereits herangereifte Freiheit der Jungfrau appellirt, um dieſe Freiheit vollſtändig zur Reife zu bringen, ſie durch einen organiſirten Inhalt ſelbſt zu organiſiren, und ſo das weibliche Weſen vor jeder Willkür, vor jedem Spiele mit Pflichten oder gar mit dem Leben, aber auch vor jedem Vegetiren des Geiſtes, etwa nach der Verheirathung, zu bewahren. Dieſe Weiſe, die im weiblichen Geſchlecht nicht ſo ſelten iſt, alle Fortbildung im Geiſt, die Pflege der Kunſt, der Wiſſenſchaft, die Pflege des Schönheitsſinnes, wie des Nachdenkens, nach der Verheirathung zu vernachläſſigen, oder nur noch in den erſten Jahren, zur Befriedigung der Eitelkeit in der Converſation, oder als bloße Lektüre zum Zeitvertreib, fortzuführen, wie man etwa noch ein und anderes Mal das Fortepiano ſpielt, oder eine Zeichnung verſucht, mehr um zu ſehen, wie viel man wohl noch behalten

habe, ist derjenigen Frauen ganz und gar unwürdig, welche die wahre Freistellung als ihr Recht in Anspruch nehmen. Wo nicht die ganze, dauernde Liebe zum Geist vorhanden ist, also auch nicht die geistige Thätigkeit rechter Art ihrer selbst wegen ausgeübt wird, da kann von einer bewußten Ebenbürtigkeit der Geschlechter noch gar nicht die Rede sein.

Was nun aber jene oben gerügte Lücke betrifft, zwischen dem ersten Unterricht des weiblichen Geschlechts und dem Leben, so wird die künftige Reform der Schule, der es um die Gleichstellung der Frauen und Männer ernstlich zu thun ist, nicht anders können, als Einrichtungen, welche den Universitäten für junge Männer entsprechen, auch für das weibliche Geschlecht in's Leben rufen, und dennoch ganz eigenthümlich geartete Institute, welche, auf die weibliche Natur bis in's Speciellste berechnet, dennoch ebenfalls die Aufgabe haben, in einer Geist belebenden Ueberlieferung aller bisherigen Cultur, so wie in Schöpfungen des freien, fortschreitenden Geistes die Freude an der eigenen Cultur zu wecken. Denn Cultur weckt Cultur. So daß hier eine Bildung erzielt wird, welche aus den verschiedenen Cultur-Perioden weiblicher und männlicher Charaktere mit ihren Vor- und Zerr-Bildern, jene zu verwirklichen, diese zu verabscheuen, so wie aus der Mittheilung neuer Weltauffassung in größter Mannichfaltigkeit lebendig entspringt, und zu einem bleibenden Besitzthume wird.

Wie wir in unſerer ganzen Entwickelung immer auf den Geiſt als das Geſchlechtsloſe, als das Gemeinſame zwiſchen Frau und Mann hingearbeitet haben, ſo wird eine Anſtalt, wie die angedeutete, dahin wirken, das geiſtige Leben auch dem weiblichen Geſchlecht unausgeſetzt als ein ſolches zu vergegenwärtigen, welches ſtets ſeinen Werth in ſich ſelbſt hat, und nie zum bloßen Mittel herabgewürdigt werden darf; ſo wie eine Ordnung der Exiſtenz zur Anſchauung zu bringen, welche es dem Mädchen, der Frau, wie einſt der Matrone, zum Bedürfniß macht, ununterbrochen auch geiſtige Lebensluft ein- und auszuathmen. Da es hier nun aber vorzüglich darauf ankommt, dem zarteren Geſchlecht die Früchte aller bisherigen Geiſtesarbeit zuzuführen, ohne ihm die ganze Härte der Mitarbeit zuzumuthen, und doch erſt aus der Vergangenheit die Gegenwart für die Zukunft erſtarkt, ſo wäre beſonders die Culturgeſchichte in obiger Weiſe eines lebendigen Vortrags, wie die Univerſität ihn fordert, überliefert, für das weibliche Geſchlecht eine Art Philoſophie des Lebens. Wenn Göthe in der pädagogiſchen Provinz der Wanderjahre höchſt ſinnvoll eine dreifache Ehrfurcht für das religiöſe Leben erweckt wiſſen will, die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, die Ehrfurcht vor dem, was unter uns, und die Ehrfurcht vor dem, was uns umgiebt, woraus dann eine vierte Ehrfurcht entſtehe, die vor uns ſelbſt, ſo ſoll die Ueberlieferung der Cultur dem Menſchen ebenfalls Ehrfurcht erwecken vor dem, was

die Vergangenheit enthält, Ehrfurcht vor dem, was die Gegenwart hegt, Ehrfurcht vor dem, was die Zukunft bringt, und in diese dreifache Ehrfurcht hinein hat denn auch das von uns als nothwendig angedeutete Institut das weibliche Geschlecht zu erziehen, damit ihm eine Ehrfurcht zu eigen werde vor dem Ganzen der Geschichte, welches, noch ganz abgesehen von der Natur und dem Menschen, aus einem Ur-Willen resultirt, und auch wieder zu einem letzten Resultat führen muß.

Man wolle mir in dieser Hinweisung auf die künftige Unentbehrlichkeit einer freieren Bildungssphäre für Frauen nur keine Pedanterie, keine Abenteuerlichkeit zumuthen. Es ist hier gar nicht die Rede davon, daß Jungfrauen Studenten werden sollen mit Ziegenhainer und Rappier, mit rother Mütze und Mappe unter dem Arm. Eine solche Zumuthung wäre fast schon wieder eine starke Anwandlung von jener so untergeordneten Emancipation, die wir in diesen Blättern auf's Nachdrücklichste bekämpft haben. Wer unserer Auseinandersetzung die Wunderlichkeit einer Frauen-Universität zuschöbe, der lieferte den Beweis, daß er selbst aller Freiheit und zukunftsvollen Frische des Geistes entbehrte, die doch vor allem daran zu erkennen sein muß, daß sie immer noch neue Bahnen sieht und einschlägt, wo bereits viele der alten und zum Theil ausgefahrenen sich durchkreuzen. Das Analoge ist keineswegs das Gleiche, sondern die beiden Erscheinungen, welche jedes Mal in den Brennpunkt der Analogie fallen, werden in der Eigen-

thümlichkeit ihres Weſens und ihrer Form oft durch die Entgegenſetzung einer vollſtändigen Polarität getrennt, wie es die Geſchlechter in der That ſind, und wie denn auch die Univerſität für Jünglinge und ein erweitertes Bildungs-Inſtitut für Jungfrauen völlig entgegengeſetzte und doch ſich fordernde Sphären ſein dürften.

So viel iſt gewiß, weder der bloße Schüler noch der einſame Autodidakt, er müßte denn einem beſonders waltenden Genius folgen, werden deſſen ganz inne, was Geiſt, was lebendige Wiſſenſchaft und Kunſt, was innerhalb der Wiſſenſchaft und der Kunſt die allmächtige Befreiung durch den Geiſt von allen rohen Gewalten, kurz was eine ideelle Lebensſtrömung eigentlich beſagt. Und ſo wird auch das weibliche Weſen, wenn nicht ein beſonderer Genius es führt, durch den bloßen Informator- und Gouvernanten-Eifer, durch alle Zuſtutzung und Orthopädie ausgeſuchteſter Penſionate es nicht ſo leicht erfahren, welche Rechte der Geiſt an den Menſchen hat, ja daß der Menſch ohne den Geiſt völlig rechtlos iſt, in welchem Grade daher die Pflege des Geiſtes wahrgenommen werden muß, wenn das Menſchenleben nicht in ganz untergeordneten Thätigkeiten vergeudet werden ſoll.

Durch die freiere Bildungsſphäre für das weibliche Geſchlecht in Zuſammenwirkung mit dem, was die Zukunft der Männer heiſcht, eröffnet ſich eine ganz neue Ausſicht in das größere Wohlbefinden aller Stände, ſomit der Nation. Denn

es iſt unläugbar, daß der freie Geiſt der Wiſſenſchaft, in der freien Weiſe des lebendigen Wortes überliefert, auch ſchon durch die bisherigen Univerſitäten eine Geſammt-Cultur in Deutſchland hervorgebracht hat, ohne welche eine ſolche Annäherung der Stände, wie wir ſie ſeit einiger Zeit erleben, als ein humaner Triumph über die Spannung der Parteien, gar nicht möglich wäre. Man muß den Nachweis nur nicht darin ſuchen, daß man fragt, wie viele Menſchen aus anderen Abtheilungen der Geſellſchaft, außer den Studenten, an Univerſitäts-Vorleſungen wohl Theil nehmen. Sondern man muß daran denken, daß ſich die Ideen gleich Münzen tauſendfältig umſetzen, im guten und leider auch im übeln Sinne, und durch eine Menge unbeachteter Mittelglieder auf die unterſte Claſſe kommen. Die Freiheitsſchwindler irren, wenn ſie ſich eine Veränderung zu Gunſten zuſchreiben. Deutſchland ſtände in Frauen und Männern jetzt nicht da, wo es bereits ſteht, wenn die Freiheitskriege mit ſolcher Begeiſterung nicht wären ausgefochten worden, und die Freiheitskriege wären nimmer ſo ausgefochten worden, wenn nicht ſchon von den deutſchen Univerſitäten aus die Jugend einen ſolchen Enthuſiasmus empfangen hätte, den Feind, koſte es, was es wolle, über die Grenze zu ſchlagen, und die ächte Freiheit des Geiſtes auf Leben und Tod zu vertreten.

Doch, wir wenden uns wieder zu den Frauen zurück. —

Diejenigen, welche das weibliche Geſchlecht um den Geiſt und ſeine Rechte beeinträchtigen möchten, und daher auch die

Schule der Frauen auf das Nothdürftigſte der Bildung oder gar auf das Studium der Gefallſucht beſchränken, ſind die Philiſter von ir an. Der Philiſter hat für alles und jedes einen Gemeinplatz, der überall ausreichen ſoll, und der doch nirgend ausreicht. Mit der Phraſe: gelehrte Frauen fertigt er beim weiblichen Geſchlecht das ganze Capitel von den Rechten des Geiſtes ab, oder bildet es ſich doch wenigſtens ein, es abgefertigt zu haben. Glücklicherweiſe aber wird die Reform der Zukunft die Gelehrſamkeit der Frauen gar nicht zum Zwecke haben, ſondern vor allem den Geiſt jedes weiblichen Individuums, wie des ganzen Geſchlechts, eben ſo ſorgſam hegen, wie den des männlichen, und wird auch die etwaige Schriftſtellerin immer nur durch das Talent, durch die Genialität bedingen, dann aber auch ohne Vorurtheil anerkennen. —

Noch in keinem anderen Bezuge hat ſich die Kritik und Aeſthetik von je her ſtärker verrechnet und ſchwächer gezeigt, als in dem, was producirt, oder wie producirt werden ſolle, oder nun gar, wer allein zur Produktion berufen ſei. Gewiſſe dieſer Aeſthetiker haben noch ſtets zu ſagen ſich angemaßt, unter dieſer oder jener Conſtellation könne kein Genius geboren werden, die Nation habe ſich ohne Zweifel erſchöpft, ſie altere zuſehends, auch ſei auf dieſem oder jenem Gebiete bereits alles geſagt, was geſagt werden könne, man würde ſich alſo nur noch wiederholen u. ſ. w. u. ſ. w. — Und dennoch, faſt vor den Augen der trockenen Geſellen, hatte der Genius de-

reits auf's Neue ſich entpuppt, er hatte bereits den erſten Sonnenflug wieder gethan; aber nichts merkten ſie von alle dem, denn der Herr hatte ſie ob ihrer einfältigen Propheticen mit Blindheit geſchlagen. Und ſo machten ſie es auch mit dem Geſchlecht. Ein Weib könne eben nur empfangen, hieß es, das phyſiſche Geſetz ſei hier auch das pſychiſche, und man könne es bekanntlich aus der ganzen Conſtitution des weiblichen Weſens bis zur Evidenz nachweiſen, vom Nervenſyſtem bis zum beſonderen Baue des Schädels, daß Frauen in der Produktion immer nur copiren, immer nur höchſtens ſinnige Reminiſcenzen vorbringen. Unterdeß aber hat eine ihrer Zeitgenoſſen, die ſie freilich nie erleben, da ſie immer um ein Jahrhundert zurückleben, mit aller Urſprünglichkeit entzückender Gedanken und mit dem Worte der Anmuth auf dichteriſcher Lippe, dieſe ganze äſthetiſche Evidenz und Griesgrämigkeit jener Altklugen Lügen geſtraft. Und nach dem Ablauf eines neuen Jahrhunderts ſchreiben ihre Geiſtesverwandten — denn auch dieſe äſthetiſche Zunft ſtirbt nicht aus — eine neue Aeſthetik, welche ſie, aus den Werken von George Sand durch neue Geſetze, durch neue Möglichkeiten, aber auch durch neue Belegſtellen bereichert, mühſam zuſammenſtoppeln, natürlich wieder mit der altklugen Bemerkung, weiter jedoch dürfe das Weib nun auch nicht ſtreben, in dieſer Schriftſtellerin habe das ſchöne Geſchlecht offenbar ſeine letzte Höhe erreicht. —

Und wenn nun der Philiſter, mit der größten Wohlbehaglichkeit von der Welt, vollends darauf hinweiſt, daß gelehrte Frauen (über dieſen Ausdruck erhebt er ſich nun einmal nicht) ganz und gar unpraktiſch ſeien, ſo könnte man ihm doch noch zu bedenken geben, daß, wie der treffliche Mann ſehr wohl ſeinen amtlichen Beruf zu erfüllen weiß, und dennoch nicht zu beſtehen vermöchte ohne eine vielſeitigere, freiere Geiſtesthätigkeit, ſo auch das Mädchen, die Frau, die Matrone immer doppelt wirkſam, beſonnen, freudig mit der Arbeit der Hand ſein wird, wenn ihre Hand das Organ einer klaren, gedankenfähigen Willensbewegung und nicht das todte Gelenk eines bloßen Körper- oder Seelen-Automats iſt. Ich verweiſe auf Maria Mnioch und ihre zerſtreuten Blätter, auf die ſchon Herder aufmerkſam machte, ein Büchlein, welches mindeſtens den Beweis abgiebt, welcher Segen auch für die äußerlichſte Wirthſchaftsangelegenheit auf der Cultur des Geiſtes ruht, und wie das Bedürfniß einer Einkehr in den Gedanken, einer Aufzeichnung deſſen, was uns im Geiſte beſchäftigt, bei Tapferkeit und Freudigkeit auch für Haus und Hof erhält.

Es iſt gar nicht zu ermeſſen, welche Bereicherung und Veredelung des Zuſammenlebens beider Geſchlechter aus einer ſolchen Umgeſtaltung des bisherigen Culturelements durch einen ideelleren Gehalt erfolgen würde. Auch das eheliche Wohlſein würde dadurch unendlich erhöht werden. Es empfinge durch die Steigerung eines geiſtigen Zuſammenwirkens bei-

der Gatten, durch die gegenseitige Mittheilung geistiger Erwerbung, durch Vereinigung des Nachdenkens und der Betrachtung, des Urtheils und der Bewunderung, einen Lebensreiz, von dem gegenwärtig nur erst wenige etwas wissen. Denn es ist leider vielen noch gänzlich unbekannt, wie die weibliche Eigenthümlichkeit und die männliche in ihrer Abweichung von einander so angelegt sind, daß, wenn nur das rechte geistige Objekt für beide gefunden wird, beide auch wieder in eine Harmonie zusammentreten, welche von einer überraschenden und bleibenden Schönheit ist, und welche auf ein Gesetz hindeutet, das musikalisch wie geschlechtlich gleich wichtig sein dürfte, während jede andere Harmonie im ehelichen Leben immer wieder in die Dissonanz zurückschlägt. Und auch die ernste, ja die tragische Seite des ehelichen Bündnisses erhielte durch so geartete Gatten, die allem eine geistige Bedeutung abzugewinnen wüßten, eine Weihe, welche das, was man unglückliche Ehen nennt, viel seltener machen würde, als es gegenwärtig der Fall ist. —

Endlich geht die künftige Reform der Schule in die der Geselligkeit über, aber in eine Geselligkeit von umfassenderem Umfange als bisher, um in der Zukunft für Frauen und Männer, zur Erstarkung des nationalen und Gemeinde-Wohlseins und der Gegenseitigkeit treuer Gesinnung, ähnliche Gemeinschaften hervorzurufen, wie sie meistens erst für Männer bereits gegenwärtig sich gestalten. Natürlich soll hier nur

dem Reinen, dem Tüchtigen der Art das Wort gesprochen werden, nur demjenigen, was auch wirklich Alle fördert, und keineswegs bloß zur Kurzweil oder gar zum Schaden dient. Aber das künftige Wohl der Völker wie der Gemeinden wird gleichmäßig bedingt durch die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter, wie durch die in einem lautern Bürgerbewußtsein wurzelnde Gegenseitigkeit aller Stände. Das specielle Wie einer solchen Geselligkeit unterliegt, wir gestehen es, noch manchen Schwierigkeiten. Die Nothwendigkeit aber, das Was ist außer Zweifel.

Es kann künftig nicht mehr bei dem bloßen, so erhaben klingenden Wort Nationalbewußtsein stehen geblieben werden. Es ist ein Fortschritt der jetzigen Zeit, daß bei den Besseren der bloße Name keinen sonderlichen Respekt mehr einflößt. Aber man darf sich auch, bevor man nicht zugleich den Schönheitssinn, in höherer Bedeutung als bisher, in der Geselligkeit zufrieden gestellt hat, keineswegs mit dem bloßen Nützlichkeitsbestreben eines industriellen und commerciellen Nationalverkehrs begnügen. Was sprechen wir doch von Nationalverkehr oder gar von Nationalgeist, der die Bürger eines Volkes durchdringe und zusammenführe, wenn die Geister selbst nie zusammenkommen, wenn sie nie zum unmittelbaren, zum freien und harmlosen Austausch ihrer Gedanken gelangen? Es kann künftig nur dann von wahrhafter Nationalität die Rede sein, wenn die Nation in ihren einzelnen Gliedern von Zeit zu Zeit

auch im Geſelligen zur Anſchauung ihrer ſelbſt, zu einem groſſen, laut werdenden Gedanken-Wetteifer vordringt. Dieſe Zuſammenkünfte wären unſere olympiſchen Spiele. Die Sieges-Hymnen gediegenſten Klanges ſollten nicht ausbleiben. Würden nur erſt die Verſammlungen rauſchen, die Kämpfer auf der Paläſtra ſich tummeln; die Siegerinnen und Sieger würden bald da ſein! Auch die Nation braucht ihre Feſttage, wie die Gemeinden ſie haben. Auch die Nation bedarf der gemeinſamen Erhebung über den Druck und den Mangel des Werktags zur Luſt und zum Erjauchzen über die Exiſtenz, da die Nation, um bei Tapferkeit und Zuverſicht und jeder Art von Tüchtigkeit der Geſinnung zu bleiben, von ſich ſelbſt immer den Eindruck empfangen muß als von einem nie ausgehenden Leben, einer Fülle und Selbſtgenugſamkeit ohne Ende. Da nun aber eine Nationalzuſammenkunft zu mündlicher Darſtellung zeitlich und räumlich nicht möglich iſt, ſo wird ſie in kleineren Kreiſen der Geſelligkeit durch die einzelnen Stände weiblicher- und männlicherſeits erſetzt werden. Wie vieles würde dadurch erreicht, was dem Ganzen und dem Einzelnen, was dem Oeffentlichen und dem Privaten zu Statten käme!

Dieſe künftige Reform der Geſelligkeit wird auch vieles von demjenigen umgeſtalten und abthun, was jetzt noch als Sitte geduldet wird, oder doch, wenigſtens bei denen, die es ausführen, ſtillſchweigende Herausnahme iſt, eine Herausnahme, die in einzelnen Claſſen der Geſellſchaft unter dem vornehmen

Ueberwurf des Faſhionablen bereits als grobe Unſitte, oder doch wenigſtens als blaſirte Gedankenloſigkeit ſich darſtellt, von der äußerlichſten, keckſten Manier des Betragens im öffentlichen Verkehr bis zur Geſprächs-Aeußerung im Salon, welche zwar glatte, geſchniegelte Worte aber nur gar zu oft keinen Geiſt hat. — Als Beleg zu jener Frechheit der Unſitte im Oeffentlichen führen wir nur an, daß es noch vor Kurzem in größeren Städten vielfach zu bemerken war, wie der Faſhionable es ſich herausnahm, auf offener Straße, beim Vorübergehen an einer Dame, ſich umzukehren, und der Dame mit dreiſtem Auge in's Geſicht zu ſehen. Eine ſolche Rohheit, eine ſolche Impertinenz eines jungen Fant's verdiente auf der Stelle die nachdrücklichſte Mißbilligung und Beſchämung von Seiten der Oeffentlichkeit, und ohne Zweifel wird die künftige Reform des geſelligen Lebens es bewirken, daß der Schicklichkeitsgeiſt die ganze Nation zuletzt ſo weit durchdringt, daß dergleichen Unanſtändigkeiten, wie die angedeutete, wenigſtens nicht mehr zur Manier gehören.

Was nun aber im Allgemeinen einen großen Theil unſerer heutigen Faſhion betrifft, welche weiblicher und männlicherſeits, auf dem deutſchen Continent, meiſtens, wie das Wort es ſchon ſagt, nur Nachahmung der Engländer iſt, und wohinter ſich häufig Mangel an Talent wie an Bildung, und was das Uebelſte, moraliſche Fäulniß verſtecken, ſo wird ſie ſich künftig nicht halten laſſen, weil ſie eben durch und durch einen unnationalen Charakter hat. Sie wird uns, bei

einem tieferen Eingehen der Nation in deren eigenen Reichthum, bald eben so albern und beider Geschlechter unwürdig erscheinen, wie irgend eine andere bloße Copie, welche die Mode auch schon hinweggenommen hat, uns jetzt lächerlich vorkommt. Ueberhaupt hat uns dies Geckenwesen, welches mitten im Vaterlande in Kleidung und Betragen den Engländern und Franzosen huldigt, und sie oft noch sogar falsch copirt, mehr Unheil zugefügt, als man meinen sollte. Auch ein großer Theil der deutschen Publicistik hat während der letzten Zeit in diesem ewigen Hinweisen auf Frankreich wieder die alte Hanswurstjacke der blinden Nachäfferei angezogen, dieses Mal nur etwas mehr politisch und weniger literarisch verbrämt, mit tricoloren Lappen und Läppchen. Soll es nun aber gar noch die französische Coiffüre, soll es die ganze französische Haarkräuselei, der ganze welsche Bart-Schnitt und Manschetten-Kram sein, welcher Frauen und Männer in Deutschland zu einer politischen Wiedergeburt bringt, so ist das Unternehmen erst recht kläglich, und die Toiletten-Krämer und ihre stutzerhaften Käufer noch dazu sollten bedenken, daß wenn es schon verstandesschwach ist, anzunehmen, der Rock mache den einzelnen Mann, es noch viel entehrender für den Verstand wird, wenn jemand meint, Garderobe und Toilette werden ein Volk von Männern hervorrufen.

Es spricht ein solches Geckenwesen, wenn es in dem Grade noch um sich wuchert, wie gegenwärtig, auf's Unwider-

leglichſte die Unmöglichkeit aus, daß eine Nation ſchon jetzt alles das erreiche, was ſie doch jetzt ſchon erreichen könnte. Es iſt hier nicht von einzelnen Gecken die Rede, ſondern, wie geſagt, von einer ganzen Claſſe, von einem ziemlich weit verbreiteten Geckenthum. Eine gewiſſe Tändelei und Coketterie mit dem Leeren und Kindiſchen verſcheucht ſowohl den heiligen Ernſt des Lebens als das wahrhaft Komiſche deſſelben. Es wird und iſt ein ſolches Getreibe, ſei es nun ein Sprechen oder Schreiben oder Handeln, oder gar nur ein Zuſtutzen vor dem Toiletten-Spiegel, eine miſerable Halbheit, die in der Mitte ſtehen bleibt zwiſchen der Tragödie und Komödie des Lebens und mit der Exiſtenz nur ſchauſpielt. Und dies iſt denn auch der große Schade, den unſere jetzige Faſhion Frauen und Männern bringt, und ſo dem Ganzen den Aufſchwung in eine neue National-Phaſe vielfach erſchwert. Welche Befriedigung könnte der gebildete, edlere Menſch auch wohl finden an dieſen gezierten Glacé-Handſchuh-Menſchen, die gegenwärtig es wagen, ſogar dem Volke die Hand zu bieten, an deren heuchleriſcher Glätte doch jeder Handdruck ungefühlt abgleitet? an dieſen ſauber toupirten Köpfen, deren wohlriechende Waſſer den Kopf ſelbſt längſt in einen Waſſer-Kopf verwandelt haben, und welche dennoch Frauen wie Männer, ja die Nation reformiren wollen? an dieſer langweiligen Pomaden-Transſpiration, die innerlich kalt iſt wie Eis, und deren Pomadigkeit, ohne alles höhere Intereſſe, zwar Phlegma iſt aber kein

Gleichmuth, zwar Welt hat aber kein Weltbewußtſein, zwar Zähigkeit, an ſich feſtzuhalten, aber keine Elaſticität des Geiſtes, ſich in andern wieder zu gewinnen, und deren ganze Blaſirtheit, alles in allem genommen, doch nur die Verbildung, das heißt: die Unbildung in der Form der Eleganz iſt.

Aber der Enthuſiasmus für den geſunden, ſelbſtſtändig-nationalen Fortſchritt hat gegenwärtig ſo ſehr die beſſeren Frauen und Männer der Nation, die jüngeren wie die älteren, ergriffen, daß auch dem geſelligen Leben unfehlbar eine Umgeſtaltung bevorſteht.*) Und ſo wird die Zukunft, die davon ausgeht, daß der wahre Gehalt des Menſchen nie durch Hingebung an Andere verliert, ſondern nur noch gewinnt, wie der Magnet durch Anziehung noch ſtärker wird, auch Kreiſe der Geſelligkeit bilden, in denen Frauen wie Männer der verſchiedenſten Stände durch geiſteswürdige, vor Allem ſittliche Anziehungskraft, welche ſie auf einander üben, in der Sittlichkeit und im Geiſte überhaupt erſtarken, auf daß ſo eine Nation auch aus der Geſelligkeit reſultirt, welche noch lange verdient, ein lebendiges Glied der Menſchheit zu heißen. Eine ſolche Gemeinſchaft, wie die bezeichnete, eines neuen, erweiterten Umganges von Frauen und Männern iſt dann innerhalb einer relativen Oeffentlichkeit eine National-Stände-Verſammlung der Geſelligkeit.

*) In Betreff des Geſelligen wolle der geneigte Leſer meine Vorleſungen über ſociales Leben und höhere Geſelligkeit. Danzig. Verlag von Fr. Sam. Gerhard, 1844, vergleichen.

Suchen wir nun zum Schluß uns die ſchöne Ergänzung, zu welcher die beiden Geſchlechter berufen ſind, die Harmonie der Frauen und Männer im rein Menſchlichen zu vergegenwärtigen, ſie uns gleichſam in einem großen Tableau zur Anſchauung zu bringen, ſo iſt es der Tanz. Aber freilich nur derjenige Tanz, welcher die Sinnlichkeit der Bewegung, den Zauber des Coſtüms als noch rohe Stoffe verarbeitet und beide zum Geiſte verklärt. Dieſen Geiſt des Tanzes drückt ſchon die Muſik aus. Jedoch die Muſik ſelbſt iſt viel zu allgemein, als daß ſie, bloß aus ſich, dieſes könnte. Sondern der feinere Rhythmus des Tanzes, der Ausdruck, der durch die geiſterfüllten Individuen in jeden Einzelnen wie in die Geſammtheit hinüber geleitet wird, die geiſtreichen Geſpräche, welche die Intermezzo's unſerer künftigen Bälle ſein werden, dieſe ſind es erſt, welche den Tanz zu einem lebendigen Kunſtwerk geſtalten, zu einem mimiſchen Drama, zu einem handelnden Orcheſter, in welchem die Gemüther unter den zuſammenſchmetternden Wohltönen der Inſtrumente innerlich aufjauchzen.

In dieſer Bewegung der Tänzerinnen und Tänzer wird alle geſetzmäßige Bewegung abgebildet, der periodiſche Verlauf alles Lebens, im Großen und im Kleinen, vom Tanz der Geſtirne, bis zum Tanze der Jahreszeiten an unſerer Erde und in allem Zeitlaufe hin bis zu Augenblicken, wie ja ſchon die Alten es ſo ſinnvoll im Tanze der Horen ausdrückten. Und ſo ſchimmern uns ſelbſt jene Momente, welche wir oben den

einzelnen Sphären der künftigen Reform zuwiesen, aus der Tanz-Symbolik wieder hervor, indem der Tanz bei vielen Völkern ein religiöser Akt ist, die Vaterlandsliebe im Tanz der Bellona zur Vertheidigung oder zum Angriffe sich aufmacht, und der Weltbürgersinn in der kosmischen Bewegung der Gestirne seine Darstellung findet. Es gehört zur Anmuth des Lebens, im Kleinsten das Größte und im Kleinen sogar das Große und Kleine zusammen zu schauen, wie etwa auf dem Homerischen Schilde des Achilleus der Ocean, ja der Himmel mit seinen Gestirnen und doch auch ländliche Arbeiten und Feste sich vorfinden.

Der Tanz in unserem Sinne ist der höchste Ausdruck der Gesundheit, der lebendige Flügelschlag der Daseinslust, durch den diese zu erkennen giebt, daß kein Geschöpf regungslos verharren dürfe, so lange es dem Leben gehört, und daß selbst der Todten-Tanz wieder in ein Leben einschwenken werde, da Leben überall und nur Leben und Leben das Innewerden des Ewigen ist.

Der Tanz ist nächst der Liebe und dem Gespräch auch der geselligste Akt, denn auch er entwindet sich der Oede, der Einsamkeit, und sucht voll Sehnsucht seinen Gegenpart in dem Anderen des Geschlechts. Der Mann sucht das Weib, und das Weib sucht den Mann, und selbst der Solo-Tänzer noch drückt dem feineren Kenner die Sehnsucht aus, welche die Tänzerin schmerzlich vermißt. Kurz, Tänzerin und Tänzer sind

die eigentlichen, die **wahren** Chladnischen Klang-Figuren, welche sich hier in der Plastik und Freiheit der Menschengestalt lebendig verwirklichen, und die Zusammengehörigkeit beider Geschlechter, **die** Eintracht der Frauen und Männer im Geist, die Ebenbürtigkeit und die Vollendung beider veranschaulichen. So ist der Tanz aber auch eine sittliche Handlung, die Selbstentäußerung im Elemente schöner Bewegung, kein Tanz mehr, wie ihn Mademoiselle tanzte in den Cirkeln von Versailles zum Ausdrucke frivoler Selbstüberhebung.

Indem ich Ihnen, Hochverehrteste, meinen aufrichtigsten Dank sage für die gütige Aufmerksamkeit, welche Sie meinem Gegenstande geschenkt, so entfernen wir uns mit dem Wunsche für beide Geschlechter, daß leben und immerdar leben mögen: **die Ebenbürtigkeit, die Freiheit, die Eintracht** der Frauen und Männer zu schöner **Vollendung!** —

Schnellpressendruck von [illegible]

Verbeſſerungen.

Seite 16, Zeile 8 von unten iſt vor weil ein Komma zu ſetzen.
„ 49 „ 8 „ „ lies pflanzenhaft ſtatt flanzenhaft.
„ 84 „ 1 von oben lies Naivetät ſtatt Naivität.
„ 97 „ 7 „ „ iſt das Komma hinter Freilich zu tilgen.
„ 102 „ 3 „ „ iſt auch hinter Frauen zu tilgen.
„ 112 „ 1 „ unten lies Wiedererkennen ſtatt Wiederkennen.
„ 136 „ 8 „ oben iſt daß vor ihre zu ſetzen.
„ 176 „ 4 „ „ lies Grundlinien ſtatt Grundlienien.
„ 184 „ 11 „ unten iſt dennoch vor ebenfalls zu tilgen.

Pi/1542 J

HQ 1121 .J85 1847 C.1
Frauen und Manner, oder Uber V
Stanford University Libraries
3 6105 039 319 830

HQ1121
J85
1847

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305